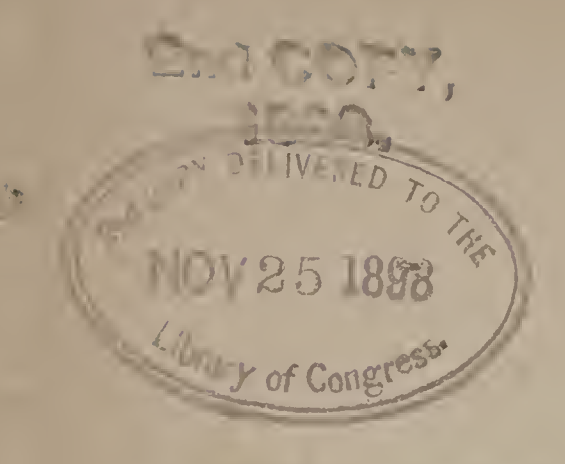
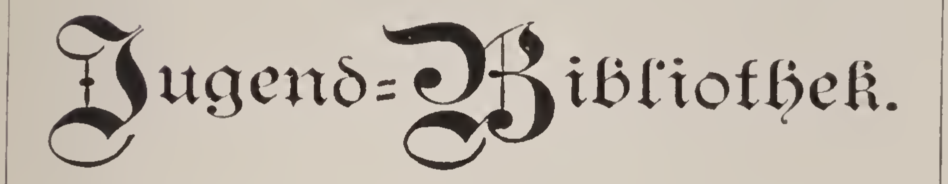
Asa Kahabka.


2nd COPY,
1898.
DELIVERED TO THE
NOV 25 1898
Library of Congress.





Deutsche Evangelische



Sechsundzwanzigstes Bändchen.

Herausgegeben von der

Deutschen Evangelischen Synode von

Nord=Amerika.

EDEN PUBLISHING HOUSE.

St. Louis, Mo.

1898.

Asa Kahabka.

Eine Erzählung

— von —

FRIDOLIN.

Rev. Frederick Baltzer

EDEN PUBLISHING HOUSE,
1716-18 Chouteau Ave.,
St. Louis, Mo.

Asa Kahabka.

Erstes Kapitel.

Das rauhe Grab war zugeschaufelt. Harte, vom Frost erstarrte Erdschollen hatte der Totengräber mit gleichgültiger Miene polternd auf den allereinfachsten Sargdeckel geworfen. Die paar Leute, welche dem stillen Leichenbegängnisse beigewohnt hatten, waren längst fort. Als nun die letzte Schaufel Erde auf den Grabhügel gefallen war, suchte der Totengräber aus dem nahen Walde verdorrte Äste und kleine Reiser auf, welche er auf das einsame Grab warf, wie das in jener Gegend allgemein gebräuchlich war, um in etwa zu verhüten, daß Schweine oder andere Tiere den frisch aufgeworfenen Hügel aufwühlten. Das zeugte immerhin von einer gewissen Pietät dem Toten gegenüber.

Unterdessen war es fast Nacht geworden. Weit schneller als man gekommen, verließ die kleine Gesellschaft das Grab. In Hast jagten die Bauern die Landstraße entlang, daß die Fuhrwerke drohten in Stücke zu gehen. Es machte den Eindruck, als wollte man so schnell, wie nur möglich, die Stätte des Todes hinter sich haben.

Niemand hatte eine Thräne um die Tote vergossen, niemand ein teilnehmendes Wort gesprochen. War sie

denn so schlecht gewesen? Hatte sie nichts im Leben gethan, das man ihr hätte nachrühmen können? Hatte sie keine Kinder, welche die Mutter zu beweinen Ursache gehabt hätten? Keinen Gatten, der sie lieb gehabt?

Philipp Kahabka hatte kein Herz für seine Frau gehabt; er hatte sie stets schlecht behandelt.

Kahabka eignete drunten in Ohio, in der Nähe des Ohio-Flusses, eine kleine Hügelfarm, die er aber schlecht bearbeitete. Er war faul und ein Sklave des elenden Fusels. Seine Frau hatte ihm sechs Kinder geboren, die alle in der zartesten Jugend starben, mit Ausnahme des jünsten, das war der Asa.

Als nun der Vater vom Leichenbegängnisse heimgekommen war, griff er zuerst zur Flasche, und da der Branntwein bald seine Wirkung that, fing er an, wüste Reden über die Entschlafene auszustoßen. Es war klar, er war froh darüber, daß er sie nun los geworden. Das war sehr roh. Aber etwas anderes war nicht von ihm zu erwarten. Hatte er doch noch in den letzten Tagen der Krankheit seiner Frau diese in maßlosen Ausdrücken über ihr faules Herumliegen beschimpft und verlangt, sie solle die Kuh melken, er wolle es nicht mehr für sie thun.

Was war da auch natürlicher, als daß die Frau sich nach dem Ende sehnte? Aber, wenn sie nun an ihren kleinen Asa dachte, dann krampfte sich ihr Herz schmerzhaft zusammen. Was sollte aus ihm werden? Nicht, daß sie große, hochfahrende Pläne mit ihm gehabt hätte, nein, dafür war sie viel zu ungebildet. Sie konnte kaum notdürftig lesen und schreiben. Ihr Asa hatte bis dahin noch keine Schule besucht. Äußere Bildung war es nicht, die sie für Asa beanspruchte. Sie wußte

überhaupt nicht, was es war, daß sie so um ihn besorgt war. Es war eben das ganz natürliche Empfinden des Mutterherzens, entsprungen aus der Gewißheit, daß sie ihren Sohn verlassen müsse.

Einmal, als sie still und allein auf ihrem ärmlichen Lager ruhte, trat Asa ein und legte ein Bündel Holz hinter den Ofen und setzte sich, wie schon so oft, vor der Mutter Bette auf den Fußboden und starrte unverwandt die Mutter an.

„Asa," sagte sie, „ich gehe nun bald."

„Wohin?" Asa sprach immer nur sehr wenig.

„Von dieser Erde."

„Wo bleibst du dann?"

„O, Asa, das verstehst du noch nicht. Sieh, mein Kind, es gibt ein Land, in dem es viel schöner ist als hier. Ich gehe in die goldene Stadt. Wird's da schön sein! Da wird es mir an nichts mehr fehlen, auch brauche ich nicht mehr zu weinen und Hunger zu leiden."

Diese Rede war dem Asa gerade nicht neu, denn die Mutter hatte des öfteren zu ihm geredet von der „goldenen Stadt"; aber daß sie nun sagte, sie komme bald hin, das war ihm wunderlich. Darum hatten die Worte der Mutter auch einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er sie nicht vergessen konnte. An dem Abend konnte er lange nicht einschlafen.

Am nächsten Tag fragte er die Mutter, nachdem er sie wieder lange auf dem Fußboden sitzend beobachtet hatte:

„Mömme, gehst du noch nicht?"

„Kind, wohin soll ich wohl gehen? Ich werde nie wieder von meinem Schmerzenslager aufstehen können."

„Durchs goldene Thor in die goldene Stadt," sagte

Asa mit ruhiger Miene, aber eigentümlich leuchtenden Augen. Nun verstand ihn die Mutter, aber sie konnte nichts darauf antworten. — —

Sie wird wohl hineingekommen sein, wenn sie auch nicht wie eine Prinzessin begraben wurde. Fand auch das Empfinden ihres Herzens in religiösen Dingen keinen anderen Ausdruck, als das Hoffen auf die goldne Stadt um Jesu willen, so war es doch kindlich fromm, was stets in den Augen Gottes den Ausschlag gibt.

Asa ließ sich jedenfalls nicht irre machen. Obschon er sah, wie man seine Mutter in den schmucklosen Sarg legte und fortfuhr, fragte er doch seinen Vater nicht, wohin man sie bringe. Sein Glaube in der Mutter Wort war unerschütterlich. Darum weinte er auch nicht, als man sie ins Grab senkte, noch auch, als er wieder zu Hause war. Er sagte sich: „Die Mutter ist durchs goldne Thor in die goldne Stadt gegangen.“

Im stillen beschloß er, der Mutter in die goldne Stadt zu folgen. Armer Junge! Heilige Einfalt! Aber wie ein Zauberschleier hatte sich nun einmal diese Idee um seinen Geist gewoben. Sonderbar, er verlor den Gedanken nicht mehr aus dem Sinne, so sehr hatte er sich bei ihm festgesetzt.

Er hatte noch nie eine Stadt gesehen, konnte darum auch keine rechte Vorstellung von einer goldnen haben. Aber wie ein Traum, der oftmals tage- und wochenlang immer wieder vor der Seele wie ein Schattenbild vorüberhuscht, tauchte immer wieder der Gedanke an jene goldne Stadt in ihm auf. Und er wollte doch sein, wo seine Mutter war. Hatte auch nie ein sonderlich zärtliches Verhältnis zwischen ihr und ihm sich kundgegeben, so waren ihre Herzen eben doch eins gewesen. —

Der Tag war nun zu Ende, der für den kleinen Asa von so großer Bedeutung werden sollte. Die Nacht war hereingebrochen und unser kleine Held legte sich ruhig auf sein hartes Lager, während es draußen in den Bergen stürmte und der Wind an dem alten, zerfallenen Bretterhause rüttelte, als wollte er den kleinen Asa erschrecken. Aber der fürchtete sich nicht. Er schlief den Schlaf eines Kindes, das seine Mutter sicher geborgen weiß. —



Zweites Kapitel.

„Ich werde sie schon finden, die Mutter und die goldne Stadt."

Das waren Asas Worte am nächsten Morgen beim Erwachen. Nachdem er sein Lager verlassen und angekleidet war, aß er mit dem Vater sein schlichtes Morgenbrot. Der Vater ging fort und befahl ihm, die Kuh zu füttern, den Hühnern etwas Korn hinzuwerfen und das Haus zu hüten. Das war er gewohnt, wie oft war er alleine. —

Heute aber hatte er es trotz des Vaters Gebot anders bei sich beschlossen. Und bald sehen wir ihn Haus und Hof verlassen. Er schreitet rüstig den Berg hinunter der Richtung zu, wo man die Mutter gestern begraben hatte. Er meint ja alle die Wege rings im Umkreis zu kennen. Aber als er etwa eine Stunde gegangen ist und einen großen Wald erreicht, hält er inne und meint, den Wald noch nie gesehen zu haben. Der Fußweg, den er bis dahin verfolgt, hatte sich allmählich undeutlicher gezeigt und schließlich ganz verloren.

Wo nun hin? Wieder zurück? Daran dachte er nicht. Er wollte nun um den Wald herumgehen. Dabei kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß er sich verlaufen haben könnte. Da kam eine Landstraße in Sicht, die er nun verfolgte. Bald begegnete ihm ein Bauer zu Wagen. Asa fragte den Mann, ob er mitfahren könne. Seiner Bitte wurde recht gerne entsprochen.

„Wo willst du denn hin, mein Junge?"

„In die goldne Stadt."

„Wo ist denn die? Ich habe noch nie von einer solchen gehört."

„Ich aber," antwortete Asa, „und ich denke, ich werde schon hinkommen.

„Ach was, du träumst wohl. Wie heißt du denn?"

„Asa hat mich meine Mutter genannt."

„Wie alt bist du?"

Asa sah den Mann mit großen Augen verständnislos an und antwortete nicht.

„Wo wohnst du denn?" — Keine Antwort. „Wie heißt dein Vater?" — Keine Antwort. „Junge, bist du nicht gescheit?" Und der Mann fing wirklich an zu zweifeln, ob sein Begleiter auch seinen Verstand habe.

„Höre," sagte der Bauer nun etwas barsch, „so geht das Ding nicht. Du mußt mir sagen, was du vor hast, sonst setze ich dich ab, und du kannst zu Fuß weitergehen."

„Gut," sagte Asa, und wollte vom Wagen klettern. Da faßte ihn die nervige Faust des Bauern und dieser fragte noch einmal, was in aller Welt er denn eigentlich wolle?

„Nun, das ist doch ganz einfach. Meine Mutter ist fort in die goldne Stadt, und ich will auch dorthin."

„Na gut. Ich fahre in die Stadt. Wenn du in die Stadt willst zu deiner Mutter, so bleib nur sitzen.“

Asa blieb sitzen. Sie hatten unterdessen eine ziemlich weite Strecke zurückgelegt, da die beiden kräftigen Pferde des Bauern schnell vorwärts kamen. Asa merkte nun, je weiter er kam, daß der Weg freilich anders aussah, als der, den er gestern gefahren war zum Grabe seiner Mutter. Doch erst als er in der Ferne Rauchwolken aufsteigen sah und immer mehr Häuser und auch Menschen sich zeigten, fragte er ganz verwundert, was das wäre. Da wolle er nicht hin, da sei seine Mutter nicht.

„Das ist die Stadt, in die ich fahre,“ gab der Bauer trocken und mürrisch zurück.

Was nun Asa zu sehen bekam, war ihm etwas ganz Neues. Wie versteinert schaute er die Wunder der Stadt an und es konnte nicht ausbleiben, daß seine Vorstellung von der goldenen Stadt sich keineswegs deckte mit dem, was er jetzt wahrnahm. Dennoch blieb er ruhig sitzen, bis der Bauer unten am Fluß an der Levee anhielt und sagte:

„So, mein Junge, weiter fahre ich nicht. Was willst du nun beginnen?“

„O, — ich will in die goldne Stadt.“

„Ich glaube, du bist verrückt,“ brummte der Bauer ihn an, „mach, komm jetzt herunter.“

Asa verließ das Fuhrwerk. Im Handumdrehen war er verschwunden, ohne dem Bauer Dank und Lebewohl gesagt zu haben. So etwas kannte er eben nicht. Wo hätte er es auch lernen sollen? —

Der kleine Wanderer schob sich durchs Menschengewühl hindurch an das Wasser und sah nun zu, wie ein

großer Flußdampfer seiner Fracht entledigt wurde. Er hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß es überhaupt so viele Fässer Mehl gäbe, wie die meist schwarzen Menschen dort aus dem Bauche des Schiffes herausrollten. —

Lange sah er dem wunderlichen Treiben zu. Da fielen ihm plötzlich die Berge jenseits des Flusses auf. Das zog und heimelte ihn an. Obschon es ihm klar war, daß er ferne von der Heimat sich befinde, ohne zu wissen, wo er hingeraten sei, meinte er doch, wenn er nur dort hinüber könne, so käme er vielleicht seinem Ziele näher. Wer weiß, dachte er, dort mag die goldne Stadt sein! — —

Armer Junge! Aber noch ließ er nicht ab von seiner Vorstellung. Er wußte nicht, was ein Schiff oder gar ein Flußdampfer war, wußte auch nicht, daß er den Dampfer nicht betreten dürfe. Trotzdem ging der kleine Mann strammen Schrittes auf den Dampfer zu, passierte die Anlegebrücke und lustwandelte nun dort auf dem schwimmenden Koloß. Niemand belästigte ihn.

Unterdessen wird die Dampfmaschine unten für die Reise gerüstet. Es wird eingeheizt, der Dampfer wird mit neuer Fracht beladen, auch kommen Passagiere, welche oben ihre Kajüten aufsuchen.

Asa sah traumverloren dem Schauspiele zu. Da rasselte plötzlich die Levee herab eine Equipage mit zwei feurigen Rappen davor. An der Anlegebrücke wurde gehalten, und dem prachtvollen Gefährt entstieg eine Dame mit zwei Kindern, einem Mädchen und einem Knaben.

Asa sah sie an, als sehe er überirdische Wesen. Waren sie doch so ganz anders, als all die andern Men=

schen, die er bisher gesehen hatte. Das kleine Mädchen, wohl nahezu in seinem Alter, sah aus wie eine kleine Fee; er konnte seine Blicke gar nicht von ihr abwenden. Und wie stolz und vornehm schritt die Mutter mit dem Knaben, der wohl einige Jahre älter sein mochte als seine Schwester, an ihm vorüber.

Asa war müde geworden vom Marsche, vom Sehen und vom Hören. Unten in der Nähe des Maschinenraumes setzte er sich auf einen Stoß Holz und zog sein Butterbrot aus der Hosentasche. Als sein Mahl verzehrt war, lehnte er sich an die Wand und es dauerte gar nicht lange, so war er eingeschlafen.

Er mochte wohl eine Stunde geschlafen haben, als er durch ein sonderbares Geräusch erwachte. Schon im Schlafe mußte es ihn gestört haben, denn ihm träumte, man werfe ganz schwere Schollen Erde polternd auf seiner Mutter Grab, und das that ihm wehe. Nun hatte es ihn geweckt.

Aber, was war denn das? Die Stadt war fort! Es wogte nicht mehr auf und nieder dort draußen auf den Steinen, ja die waren auch fort. Statt dessen sah er schöne Farmen, Landhäuser, Berge und Thäler — und das flog nur so alles an ihm vorüber! Dazu hörte er ganz nahe bei sich das Poltern und Stöhnen der Maschine — die hatte ihn geweckt.

Zum erstenmal in seinem jungen Leben überkam ihn etwas wie Angst. Wenn schon alles bisher Erlebte ihm unbegreiflich war, so machte ihn dieses Schauspiel besorgt. Armer Junge! Lange wagte er sich nicht zu rühren, mäuschenstill saß er dort unten, den Blicken aller an Bord verborgen. Obschon er das anfänglich gar nicht beabsichtigt hatte, so war es ihm jetzt doch recht lieb, daß niemand ihn sah. —

Aber nun sah ihn doch jemand. Einer der Heizer kam und wollte von dem Holz holen.

„Nanu, wen haben wir denn hier? Willst du machen, daß du da herunterkommst! Wart, du Taugenichts!"

Asa sprang wie eine Katze vom Holzhaufen auf den Boden. Im Nu war er am andern Ende des Dampfers. Dort angekommen, sah er die beiden Kinder wieder, an die er schon gar nicht mehr gedacht hatte. Als er nun in seinem eigenartigen Hinterwald-Anzuge und mit ängstlichen Blicken gelaufen kam, rief der Knabe seiner Schwester zu:

„O, Stella, sieh mal den Jungen da! Wie dumm und häßlich er aussieht! Was mag der wohl hier auf dem Boot wollen?"

„Ich will recht gern herunter, wenn ich nur in die goldne Stadt zur Mutter könnte," antwortete Asa auf des Knaben unschöne Worte, die er wohl gehört hatte.

„O, Stella, der Junge ist verrückt. Komm, laß uns ihm aus dem Wege gehen." Und mit ganz verächtlichen Blicken zog er sich zurück und ging die Treppe hinauf zu seiner Mutter.

Unterdessen hatten sich andere Mitreisende dort am Schiffsende eingefunden. Nun ward der arme Asa mit Fragen bestürmt. Anfangs meinte man, einen schlauen Ausreißer, einen sogenannten Straßenaraber vor sich zu haben, doch sah ein jeder bald seinen Irrtum ein. Schließlich kam auch der Kapitän und fragte den Knaben aus.

War Asa durch die äußerst lieblose Behandlung von seiten seines Vaters wie durch das Beispiel zu Hause überhaupt hart geworden, so zeigte es sich doch, daß sein

Herz noch empfindlich war. Denn unter strömenden Thränen, die auf ein tief bekümmertes Herz schließen ließen, erzählte er, was er gewollt. Und seine schlichte Erzählung machte einen solchen Eindruck auf die Männer und Frauen, die ihn umstanden, daß keines wagte, ihn hart anzureden, nicht einmal der Kapitän. Als Asa ihnen sagte, er habe seine Mutter in der goldnen Stadt gesucht, da schauten sich die Männer beschämt an, denn sie fanden hier bei aller Einfalt doch ein kindlich frommes Herz, das sie in Staunen versetzte.

Nun, unser kleiner Asa ward vorläufig von dem Kapitän beruhigt. Dann fragte er ihn, ob er wieder zurück zu seinem Vater wollte. Kurz entschlossen antwortete der Gefragte: „Nein."

„Well, dann mußt du mit uns nach St. Louis reisen. Bis dahin werde ich dich auf dem Schiffe schon gebrauchen können."

Damit war die Angelegenheit erledigt. Asa blieb auf dem Schiffe und als es Abend geworden war und die Sterne am Himmelszelt aufgingen, kam Stella, Buckners Schwester, und redete freundlich mit ihm, indem sie sagte: „Willst du nicht ein wenig mit mir in den Parlor kommen? Da ist's schöner, als hier."

„Ich fürchte mich, weiß auch nicht, was du meinst."

„Komm nur mit, es wird dir schon klar werden."

„Wird der Junge und die feine Dame auch dort sein?" entgegnete Asa ganz schüchtern.

„Ach, der Buckner, ja. Das ist ein kleiner, vorwitziger Schlingel. Du brauchst dich vor dem nicht zu fürchten."

„Ich mag ihn aber nicht," gab Asa kurz zur Antwort.

„Nun, magst du mich denn nicht leiden? Wenn

Buckner auch häßlich von dir sprach, ich thue es gewiß nicht. Ich wünsche nur, ich könnte dir helfen. Du siehst so traurig aus. Was fehlt dir eigentlich?"

„Meine Mutter ist fort." Damit war Asas ganzes Herzeleid ausgedrückt, und Stella verstand ihn. Er that ihr leid.

„Wo willst du denn hin?" fragte sie Asa nun.

„Ich wollte in die goldne Stadt, ich weiß nur nicht, wo sie zu finden ist."

„Die ist im Himmel, sagt meine Mama mir."

„O — ihr geht doch nicht in den Himmel?" fragte Asa ganz bestürzt, denn er konnte das nicht begreifen.

„Nein, wir gehen nach St. Louis. Wir wollen dort einen Onkel besuchen, der nicht weit von da wohnt, sagt meine Mama."

„Aber Stella," rief da Buckner, der herausgetreten war, „sprichst du mit dem Jungen? Ich würde das nicht thun!"

„O, Buckner, schäme dich, so zu sprechen, vielleicht bist du noch einmal froh, mit ihm sprechen zu dürfen."

„Ach was, bist du aber gescheit! Komm, du sollst hereinkommen, sagt Mama, es wäre zu kalt hier draußen in der Nachtluft für dich." —

Stella gehorchte. Indem sie Asa freundlich „Gute Nacht" gesagt, trat sie mit Buckner in den hell erleuchteten Parlor.

Asa war am Geländer stehen geblieben und schaute über die Brüstung hinaus in die Nacht. Das Rauschen des Wassers und das Stampfen und Stöhnen der Maschine war alles, was er hörte. Der Kapitän kam und holte ihn dort weg, wies ihm in einer kleinen Kabine eine Schlafstätte an und sagte: „Morgen werde ich dir

Arbeit geben, und wenn du fleißig und ordentlich bist, kannst du immer mit mir fahren. Gute Nacht, mein Junge, verschlafe deinen Schrecken von heute." —

Drittes Kapitel.

Manch schönes Städtchen liegt an den Ufern des Missouri-Flusses, der ganz mit Recht in der Volkssprache "Old Muddy" genannt wird, da sein Wasser nie klar ist. Sandig, von gelbgrauer Farbe, wälzt er seine Fluten dem „Vater der Ströme", dem majestätischen Mississippi, zu. Aber auch schon manches Dorf hat dieser Fluß, den man nicht umsonst den „reißenden" nennt, hinweggespült, so daß kein Häuschen übrig blieb. Da er fortwährend sein Strombett ändert, so kann über Nacht eine Sandbank plötzlich da sich erheben, wo noch vor kurzem stolze Dampfer ihren Kiel durch tiefe Wasser bohrten. Manch einem Farmer hat er sein ganzes Hab und Gut verschlungen. Sturz auf Sturz folgte, bis eine große Strecke Land, mit Welschkorn, Weizen und den schönsten Fruchtbäumen bestanden, verschwunden war.

Allein nicht überall kann der alte Geselle seine Zerstörungswut ausüben. Mancherorts sind ihm Schranken gezogen, freilich nicht von Menschenhand, sondern von der des allmächtigen Schöpfers. Da ist es umsonst, daß seine gierigen Wellen lecken; denn Felsengrund ist unbeweglich. Jahrtausende schon hat seine Kraft sich an diesen Felsen versucht, aber vergeblich.

Wo nun eine Stadt oder ein Dorf sich auf einer solchen Höhe erhebt, deren Untergrund viele hundert Fuß tief Felsen ist, da besteht keine Gefahr. Solche

Städte liegen dann auch meist malerisch und zum Entzücken der Bewohner und Reisenden da.

Santa Carlo war eine solche Stadt. Zur Zeit der Sklaverei war sie der Sitz meist solcher Leute, die ihren Reichtum durch den unbesoldeten Dienst der „schwarzen Ware", der armen Neger, erworben hatten. Bald nach dem Bürgerkriege nun zeigte es sich, daß die „Gentlemen" nicht gesonnen waren, selbst zu arbeiten, weshalb denn auch viele von ihnen sehr bald verarmten. Diese sagten, wir sind als „Gentlemen" geboren, und als solche sterben wir auch. Zur Zeit, da unsre Erzählung ihren Anfang nimmt — etliche Jahre nach dem Kriege —, gab es freilich immer noch eine Anzahl, die ziemlich wohlhabend waren, und welche auch erkannt hatten, daß ihrerseits etwas geschehen müsse, um nicht an den Bettelstab zu kommen.

Heute freilich ist ein ganz anderes Geschlecht herangewachsen und überall blüht der Fortschritt.

Es war keine große Stadt, Santa Carlo, aber ihre Bürger waren nicht minder stolz auf sie, als die New Yorker auf ihre Metropole.

Unter den ältesten Bürgern, die dort ansässig waren, befand sich ein alter Doktor. Dieser war bekannt als Dr. Buckner. Sein Wohnsitz lag ziemlich nahe der Stadtgrenze. Der alte Herr bewohnte sein großes Haus, welches von einem parkähnlichen Garten umgeben war, mit vier Kindern, die schon erwachsen waren. Seine Gattin war längst gestorben.

Im fernen Osten lebte eine Schwester von ihm, die jünger war als er. Diese Frau kam regelmäßig jeden Sommer nach Santa Carlo, um allda in der Stille der Ruhe zu pflegen, welche sie in New York nicht finden konnte.

Allein diesen Sommer war sie nicht gekommen. Ihr Gatte, Mr. Allen, der in New York ein prominenter Eisenbahnmann war, hatte vorgeschlagen, den Sommer an der Seeküste zu verbringen. Doch als der Sommer vorüber war und die ersten herbstlichen Nächte ihren Frost schneeweiß auf Baum und Strauch legten, da überkam sie eine Sehnsucht nach dem alten Santa Carlo.

So war Frau Allen doch gekommen. Man hatte ihr und ihren Kindern einen würdigen Empfang bereitet. Das Haus ihres Bruders war am ersten Abend in allen seinen Räumen beleuchtet. Eine feine, stattliche Gesellschaft begrüßte die New Yorkerin mit ihren zwei Kindern.

Frau Allen war eine edle, hochherzige Dame und hatte nie Gefallen gefunden an dem hohlen Wesen der feinen New Yorker Gesellschaft, darin sie gezwungen war, sich zu bewegen. Sie war, wie auch ihr Bruder, Dr. Buckner, in Kentucky geboren und auch erzogen. Während des Krieges war sie mit ihrem Manne nach New York City übergesiedelt.

Aber den feinen, südlichen Takt, die große Liebenswürdigkeit südlicher Damen hatte sie im Getriebe der Metropole nicht eingebüßt. Zu dem allen kam bei ihr noch eine kindliche Frömmigkeit, welche sie zu einer guten Mutter machte und sie veranlaßte, stets ein offenes Herz zu haben für andere. Das hatte sich auch wieder auf ihrer Reise nach dem Westen gezeigt.

Heute abend also herrschte in ihres Bruders Hause eine frohe, festliche Stimmung. Frau Allen befand sich gerade im Gespräch mit dem Senior der Gesellschaft, einem vom Schnee des Alters bedeckten Advokaten. Natürlich kam die Rede auf die Reise. Da erzählte Frau Allen auch ihr Erlebnis auf dem Flußdampfer

mit dem kleinen Knaben, den man mit bis nach St. Louis genommen hatte. Das interessierte den alten Herrn sehr, da es ihm in seiner Jugend ähnlich ergangen war. Er fragte darum, was der Kapitän mit ihm gemacht habe.

„Ach, der wollte ihn auf dem Boot behalten. Ich ließ mir aber den kleinen Schelm am nächsten Morgen bringen und sah sofort, daß das rohe Leben auf dem Boote nichts für ihn sei. So überredete ich ihn denn, mit mir zu gehen, worüber der Kapitän sichtlich froh war. So habe ich ihn vorläufig mit hierher gebracht. Ich will ihn später mit nach New York nehmen und versuchen, einen tüchtigen Menschen aus ihm zu machen."

„Aber, ich bitte Sie, wie können Sie nur derartiges beabsichtigen? Wer weiß, was das für ein Schlingel ist?"

„Nun, es war mir, als sollte ich mich seiner annehmen, und ich that es."

„Ja aber, wo ist er denn, ich möchte doch den kleinen Ausreißer kennen lernen."

Ohne erst eine Antwort abzuwarten, erhob der alte Herr sich von seinem Sitze, nahm sein Weinglas, das leer auf dem Tischchen stand, zog ein zierliches Taschenmesser aus der Westentasche und schlug mehrmals an das Glas. Man horchte auf. Nun that er es noch einmal, worauf er mit kräftiger Stimme anhub:

„Meine Damen und Herren!" Das hatte nun die gewünschte Wirkung. Es verstummte nun auch das bisher noch vernommene Summen der Sprechenden. Nach einem kurzen Augenblick hielt er folgende Ansprache:

„Es hat uns heute abend gewiß alle sehr gefreut, unsre teure Freundin aus dem Osten in dem alten, ge-

mütlichen Santa Carlo begrüßen zu dürfen. Schon wähnten wir, sie habe uns in diesem Jahre vergessen und wäre dem trauten Städtchen am "Old Muddy" und seinen schlichten Bürgern untreu geworden, da kam die freudige Kunde: Frau Allen thut uns dennoch die Ehre an! Wir sind angenehm überrascht. Aber, meine Damen und Herren, eine Überraschung steht uns noch bevor." Und nun erzählte er in äußerst humoristischer Weise die Geschichte des kleinen Asa und daß er hier im Hause sei.

„Ich meine, wir sollten den kleinen Wicht sehen. Alle, die dafür sind, daß er hereingeholt werde und an unserm frohen Abend teilnehme, wollen es mit „Ja" bezeichnen!"

Ein brausendes „Ja" erscholl aus aller Munde. Nur Frau Allen hatte geschwiegen; denn sie empfand, daß das nicht weise noch taktvoll gehandelt sei. Sie versetzte sich in die Lage des armen Kindes, das in seinem Leben keine solche Gesellschaft gesehen hatte. Wollte man das Kind zum besten haben? Sie versuchte es zu verhindern. Aber ihre Worte fanden taube Ohren, die Neugierde war erwacht, man wollte den Knaben sehen.

Mit innerm Widerstreben nur ging Frau Allen hinaus, um Asa zu holen. Dieser hatte sich den Abend eine Weile in der Küche aufgehalten, wo er vielen Fragen ausgesetzt war, was ihm gar nicht gefiel. Endlich trat er hinaus in den Hof. Da traf ihn der alte Neger „Jim", der ihn einlud, in den Stall zu den Pferden zu kommen. Da gefiel es ihm besser.

Dennoch war der Knabe nicht glücklich. Der Neger erzählte ihm so viel von seiner feinen Herrschaft, daß es

Asa ganz sonderbar zu Mute ward. Endlich sagte er zu dem alten Jim:

„Ich bleibe nicht hier."

„Ah bah, du bist dumm. Wo willst du denn hin? Du weißt nicht, was du sagst."

„Ich weiß wohl."

„Du weißt nichts."

„Ich weiß."

„Was weißt du denn?" fragte Jim ganz weise.

„Ich weiß, wo meine Mutter ist."

„Na, warum bist du denn nicht bei ihr geblieben?"

„Ich werde schon wieder zu ihr kommen."

„Wo ist sie denn? Sie ist doch nicht hier?"

„Mutter ist in der goldnen Stadt."

„Haha! Junge — in der goldnen Stadt! Da mußt du erst sterben, wenn du dahin willst."

„Das will ich nicht, denn ich weiß nicht, was das ist. Ich will nur, was ich weiß."

Jim brach das Gespräch ab. Er wollte ins Haus und lud Asa ein, mitzugehen. Aber dieser sagte:

„Ich gehe nicht ins Haus!"

Der Neger ging, und das war das letzte, das man von Asa den Abend gesehen hatte. Als Frau Allen ihn etwa eine Stunde danach holen wollte, war er nirgends zu finden, weder im Hause, noch im Stalle, noch sonst wo.

Die Gesellschaft im Hause war überrascht, und zwar nicht gerade angenehm. Frau Allen dagegen war sehr betrübt, weil alles Forschen nach Asa in der Nacht und am folgenden Tage erfolglos blieb. Asa war und blieb verschwunden.

Viertes Kapitel.

Wir verlassen nun auch die Gesellschaft in Doktor Buckners Hause, um uns nach dem Verschwundenen umzusehen; denn verloren war er nicht. Im Gegenteil, er war mittlerweile in ganz gute Hände gefallen, wo er sich viel wohler befand, als in dem großen Hause in Santa Carlo, wo so viele gezierte Menschen ihre Neugierde an ihm befriedigen wollten. Nun, wo war er geblieben? —

Wir müssen den freundlichen Leser in eine ganz neue, und zwar wildromantische Gegend führen, weit von Santa Carlo entfernt. Zu diesem Zwecke verfolgen wir im Geiste die große Wasserstraße, welche der alte, schmutzige Missouri-Fluß zieht, aber nur bis zu der Stadt W. Dort hat der Fluß eine Breite, die Respekt einflößt. Kehrt man nun rechts landeinwärts, so durchquert man eine sehr niedere Gegend, „Bottom“ genannt, die aber sehr fruchtbar ist. In Wirklichkeit ist's das Flußbett des wilden Stromes. Etwa zwei bis drei Meilen — dann geht's plötzlich bergauf. Die Berge liegen vor uns, die „Bluffs“, welche der Strom bei Hochwasser schon oft bespritzte und so die ganze Ebene in eine Wasserwüste verwandelte.

Es bleibt nun dem in den Wäldern und Bergen Kundigen überlassen, ob er den kürzeren, aber weit mühsameren Weg über die Berge nehmen will, oder durch das sich durch die Berge hinschlängelnde Thal. Beide Wege führen uns dahin, wo wir nun hinkommen müssen, nämlich auf die Spitze einer Anhöhe, die dort allgemein den Namen „Schaafs Hügel“ trägt, und zwar aus folgendem Grunde.

Etwas südwestlich von diesem Hügel ragt nämlich

ein noch größerer empor, dessen Spitze wohl die höchste der ganzen Gegend ist. Dort hatte nun ein alter deutscher Einsiedler Namens „Schaaf" sich seine Hütte aufgeschlagen. Ein Bruder dieses Mannes betrieb unten am Fuße des „Schaafshügels" eine Mühle, die so einsam dort lag, wie die Hütte des Sonderlings droben auf dem Berge. Von diesen Schaafs hatte der Hügel seinen Namen bekommen.

Der alte Schaaf war ein merkwürdiger und menschenscheuer Kauz sondergleichen. Er war ein sogenannter „Achtundvierziger", der sein Vaterland hatte verlassen müssen, sonst wäre es ihm ergangen, wie so manchem Jüngling und Studenten, dessen Los Festungsstrafe auf Lebenszeit war. Aber der Fehlschlag der Aufstände, welche infolge der Februar-Revolution in Frankreich in ganz Europa ausbrachen, machte den Mann so mißmutig, daß er auf immer die Freude am Leben verloren und eine unüberwindliche Scheu vor Menschen empfand.

Darum hatte er hier im fernen Westen, weit ab von aller Zivilisation — auf dem Berge — sich niedergelassen. Die Ausdrücke: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" wollte er nicht mehr hören. War er in Deutschland der Festung entronnen, so hatte er sich hier aus freiem Willen eine Festung erbaut und war sein eigner Sklave, denn er legte sich die Ketten des Fanatismus an. Er lebte in einer Hütte, die kein zweites Zimmer besaß. Es war eine „Blockhütte", aus Baumstämmen zusammengefügt und mit Mörtel und Steinen dicht gemacht. Außen und innen war sie mit einem weißen Kalkanstrich versehen, der jedoch die vielen Jahre hindurch nicht erneuert worden war. Dieselbe hatte nur ein Fenster und einen Eingang. Es sah wunderlich darinnen aus.

An der einen Wand stand ein Bett, das der alte Mann sich selber zurechtgezimmert hatte, und an der anderen ein ebensolcher Tisch. Von einer Ordnung — keine Spur. Auf einer alten Truhe lagen eine Anzahl Bücher. Schaaf schaute nie mehr hinein. Warum auch? Dort an der Wand hing ein Gewehr, mit welchem er im Walde seinen Bedarf an Wild erlegte. Ein gemütliches Heim, wie es sich der Mensch sonst gewöhnlich wünscht, war das jedenfalls nicht; es kam dem Besitzer eben nur darauf an, daß er dort schlafen und essen konnte. Außerdem war in der Ecke hinter dem Ofen ein Platz für seinen Hund, den er Melas nannte. Ohne ihn ging er nie auf die Jagd. Draußen um die Hütte herum hatte er sich mit großer Mühe ein Plätzchen von Bäumen und Gebüsch gesäubert, wo er nebst seinem Tabak das nötige Gemüse baute. Das war sein Revier. Verkehr pflegte er mit niemand. Nur bei Tag verließ er seine Hütte, nie des Nachts. Wenn er von der Dunkelheit überrascht wurde, so war er stockblind, wenn Schnee lag, war es nicht viel besser. —

Einen Charakterzug des alten Mannes dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen. Und das war seine Gier nach Geld, welche durch ein ganz eigenes Vorkommnis in ihm entzündet wurde.

Als er nämlich viele Jahre vor Beginn unserer Erzählung dort oben auf dem Berge seine Hütte erbaute, kam eines Tages ein alter Indianer, der den Wald durchstreifte, dort vorbei. Obschon dieser ein Wilder war, so hatte Schaaf doch bald eine eigenartige Freundschaft mit ihm geschlossen. Sie kamen öfter zusammen, rauchten, tranken und lernten sich bald recht gut kennen und verstehen. Schaaf war beflissen, von

dem Indianer soviel wie möglich über seinen Stamm, dessen Geschichte, Gebräuche und dergleichen in Erfahrung zu bringen. So erfuhr er denn unter anderem auch folgendes.

Drunten in den Bergen, in einer versteckten Schlucht, sei die Öffnung zu einer Höhle, die bisher noch kein Blaßgesicht betreten habe. Sein Stamm aber habe sie gekannt. Gegenüber der Öffnung, fast am anderen Ende der Höhle, befände sich eine bodenlose Vertiefung, in welche ein Strom, der einen Teil der Höhle durchfließe, sein Wasser ergieße. Dieser Strom führe massenhaft Goldstaub mit sich. Sein Stamm habe sich seiner Zeit mit einem andern Stamm um den Besitz der Höhle gestritten. Sie hätten gesiegt. Aber der Gegner habe auf der Flucht sich zur Höhle zurückgezogen und sich bis auf den letzten Mann in die Untiefe gestürzt, so einen freiwilligen Tod einem durch den siegreichen Feind vorziehend.

Allein das sei seinem eigenen Stamme zum Fluch geworden. Er sei schrecklich von den Blaßgesichtern verfolgt worden, vornehmlich ein Mann Namens Daniel Boone habe ihnen großen Schaden zugefügt. So habe endlich die kleine übriggebliebene Schar beschlossen, den Eingang zur Höhle nie wieder zu betreten.

Einen ungeheuren Eindruck machte diese Eröffnung auf den alten Schaaf. Er beschloß bei sich, die Höhle unter allen Umständen aufzusuchen, sie zu erforschen — kurz alles, insonderheit aber das Gold, zu entdecken.

Sobald er seine Hütte vollendet hatte, machte er sich ans Werk. Und er hat die Höhle gefunden. Als er nämlich tagelang den Wald in der ihm angedeuteten Richtung durchkreuzt hatte, geriet er auf eine Lichtung,

über deren Vorhandensein mitten im Walde er sich sehr verwunderte. Näher hinzutretend, erblickte er mit Staunen eine runde, senkrechte Felsenvertiefung von vielleicht sechs bis acht Fuß im Durchmesser und wohl an die zwanzig Fuß tief. Sofort entdeckte er an der westlichen Wand eine bogenförmige, etwa drei Fuß hohe Öffnung. Das mußte der Eingang zur Höhle sein! —

Es war ihm natürlich unmöglich, die Höhle sofort zu erforschen, da er keine zwanzig Fuß tief hinunterspringen, noch die Gefahr laufen wollte, nie wieder heraufkommen zu können.

Aber schon am nächsten Tage, ausgerüstet mit verschiedenen Werkzeugen, wie Beil, Spaten, einer Strickleiter, die er sich zu Hause gemacht hatte, und etlichen Talglichtern, stand er wieder vor dem großen Loche, denn das war es in Wirklichkeit. Zunächst trieb er, etwa sechs Fuß von der Brüstung, zwei starke Hickorystäbe tief und fest in die Erde, welche er gut einen halben Fuß über der Erde hervorstehen ließ. An diese hing er seine Strickleiter. Nun stieg er hinab. Wie war er so aufgeregt! Befand er sich doch nun am Ziele, um seinen Goldhunger stillen zu können. Finster gähnte ihm der Abgrund entgegen, was mochte er bergen? Wie, wenn der Indianer ihn betrogen hätte?

Unten angelangt, stand er wie gebannt vor der Öffnung. Wo würde er hingeraten, wenn er sich bückte, um hineinzugehen? Etliche Fuß weit konnte er hineinsehen; denn ein wenig Licht fiel durch die Öffnung hinein. Es schien ihm, als ob der Weg ohne Senkung hineinführe. Warum also nicht vorwärts dringen?

Endlich wagte er es. Aber während er sich bückte, war es ihm, als thue er den wichtigsten Schritt seines

Lebens. Und in der That — gerade dieser Augenblick wurde für den damals noch rüstigen Mann und später für eine andere Person verhängnisvoll.

Wir werden später sehen, was Schaaf in der Höhle fand, was er dann that, und wem es anfangs zum Nutzen und später zum Fluch gereichte. — — —

Es war Spätherbst. Heute beabsichtigte der alte Schaaf nicht, in die Höhle zu gehen, sondern er wollte ein wenig jagen. Obschon das Wild nicht mehr so reichlich vorhanden war, so gelang es dem geübten Jäger doch noch immer, je und dann einen Hirsch zu erlegen.

Er hatte seinen Weg durch das Thal genommen, immer der Creek entlang, welche bald in Kies sich verlor, bald wieder an anderer Stelle auftauchte, hier langsam floß, dort schäumend dahinschoß. Er war bis an einen sehr hohen Fels gekommen, der fast senkrecht sich zu seiner Linken erhob. Man hatte die Spitze des Berges ihrer Form wegen die „Kanzel“ genannt. Plötzlich blieb der alte Mann stehen und spähte mit seinen kleinen, grauen Augen nach einem Baumstamm. Näher hinzutretend, sagte er halblaut zu sich selber:

„Nanu, wen haben wir denn da?“ Schaaf sah ganz deutlich, daß dort ein menschlicher Körper lag, und zwar ein lebendiger. Es war Asa und in welchem Zustande!

Das kam nun so. Als Asa den Stall und den Neger „Jim“ verlassen hatte, war er bald draußen auf der Straße. An einem Scheidewege bog er rechts ab. Unterwegs bettelte er sich bei mildthätigen Farmern Essen und Trinken. Zwei Tage war er so gewandert, da kam er in die Berge und vermutete, er sei nicht weit mehr von zu Hause in den alten Ohio-Bergen.

So war er auf die Höhe des Berges geraten, den

wir als die „Kanzel“ kennen gelernt haben. Asa war im Begriff hinabzuklettern, als er ausglitt und die beträchtliche Höhe hinunterkollerte und unten mit zerschmettertem Beine liegen blieb. Außerdem hatte er verschiedene Schürfungen am Gesicht und Händen, das alles schmerzte ihn sehr.

So fand ihn der alte Schaaf. Was nun machen? War der Alte auch ein menschenscheuer Kauz, so empfand er doch nun etwas wie Samariterliebe in seiner Brust. Freilich in seiner Hütte konnte er den Jungen nicht aufnehmen, hätte auch nicht gewußt, wie ihn hinbringen. Schaaf beschloß daher, den Dr. Rapp zu holen, denn dies war der einzige, mit dem er je und dann in etwas nähere Berührung trat.

Dr. Rapp wohnte etliche Stunden von der Unglücksstätte in einem rings von hohen Bergen umgebenen Dorfe; aber Schaaf meinte, der kleine Patient werde es wohl noch so lange aushalten müssen, bis der Doktor komme. Er machte nun dem Kranken ein so bequemes Lager, wie es in freier Natur nur möglich war, gab ihm aus seiner Flasche zu trinken und aus seiner Tasche zu essen, ließ die am klar rieselnden Bach frisch gefüllte Flasche bei ihm zurück und machte sich auf den Weg, den Doktor zu holen.

Das dauerte freilich geraume Zeit. Endlich aber kam der Doktor an, schon von weitem hörte man die Fußtritte der Pferde auf dem steinigten Wege. Sofort wurde Asa in den Wagen gehoben, und nun ging's wieder in scharfem Trabe über Berg und Thal zu des guten Doktors Wohnung. Dort angekommen, fing bereits der Tag an sich zu neigen. Aber sofort wurde das Bein eingerichtet und ein Verband angelegt, und unser Asa war wieder einmal unter Dach und Fach!

Fünftes Kapitel.

Nachdem Asa die Nacht im prächtigen Bette, wie er noch keines gesehen, geschlafen hatte, sah sich Dr. Rapp doch veranlaßt, einmal mit dem Jungen Rücksprache zu nehmen. Was auszufinden war, das wollte er schon ausfinden.

Nach dem Frühstück zündete Dr. Rapp seine lange Pfeife an und trat dampfend in das kleine Schlafgemach, in dem Asa lag. Der Junge lag still und bleich in seinen Kissen und schaute zu dem Doktor auf, wie zu einem Wundermanne.

„Guten Morgen, mein Junge! Na, jetzt haben wir dich einmal festliegen. Siehst du, so geht's den Ausreißern! Jetzt kannst du nicht mehr weiter!"

Der Knabe zitterte bei diesen scheinbar harten Worten und große Thränen rollten aus seinen blauen Augen. Dr. Rapp wußte ja noch nichts von ihm, er nahm eben einfach an, er sei ein Ausreißer. Ihm war jede Familie im Umkreis von zehn bis fünfzehn Meilen gut bekannt; aber Asa kannte er nicht, dieser kam ihm vor, wie vom Himmel gefallen.

„Nann, wer wird denn da Krokodillsthränen vergießen. I wo, sieh mal her, mein Junge, sieh mich mal getrost an! So, vor mir brauchst du dich nicht zu fürchten. Aber sag mal, wo kommst du her?"

„Ich weiß es nicht."

„Ja, aber Junge, wie ist denn das nur möglich? Wo bist du denn geboren? Wie heißt das County?"

„In Scioto County."

„Aber hier gibt's doch nirgends ein Scioto County. Ich weiß, es gibt ein solches in Ohio. Du bist doch nicht von Ohio?"

„O—hi—o, — ja, das haben sie oft gesagt."

„Was haben sie oft gesagt?" fragte Dr. Rapp ganz verwundert.

„Die Leute, wo ich wohnte," gab Asa kleinlaut zurück.

„Na, nun hört aber doch verschiedenes auf. Du bist von Ohio hierher gekommen? Wie denn aber? Höre mal, du bist ja ein Blitzkerl! Wie, sag mir nur, wie kamst du hierher?"

Nun erzählte Asa so gut er konnte seine Erlebnisse bis nach Santa Carlo. Doch den Namen der Stadt hatte er nicht behalten, Dr. Rapp begriff aber, wo er gewesen war. Als ihm so ziemlich alles klar war, fragte er noch einmal:

„Sage mir nun, warum bist du von Hause fort?"

„Ich wollte eben zu meiner Mutter."

„Ja — war die denn nicht zu Hause?"

„Nein," sagte Asa mit einem so treuherzigen Blick, daß Dr. Rapp immer mehr sich für den Knaben interessierte.

„Wo war sie denn?" war die weitere Frage, während welcher der Doktor sich über den Knaben beugte, als wolle er ihm auf diese Weise Vertrauen einflößen.

„Sie hatte mir gesagt, sie gehe in die goldne Stadt," sagte Asa mit eigentümlich leuchtenden Augen. Bei dieser Eröffnung saß der Doktor wie in tiefen Gedanken versunken, so daß er einen Augenblick sogar das Rauchen vergaß. Plötzlich paffte er, gewaltige Rauchwolken von sich blasend, und sagte:

„Aha, jetzt verstehe ich. Die Mutter hat lange im Bette gelegen, nicht wahr?"

Ja."

„Dann ist sie endlich eingeschlafen, gelt?"

„Ja."

„Dann hat man sie in die Erde gelegt und mit Erde zugedeckt?"

„Ja."

„Hm, ja mein Junge, deine Mutter ist in der goldnen Stadt, du weißt aber nicht, wo die ist?"

„Nein, ich wollte hin, nun bin ich hier."

„Gut. Vorläufig bleibst du auch hier, und ich will hoffen, daß du auch einmal in die goldne Stadt kommst, denn das ist der Himmel. Droben über den Sternen, droben bei Gott, da ist das goldne Jerusalem, die goldne Stadt, da sollen wir alle hinkommen, wenn wir fromm und gottesfürchtig sind. Nun gut, Asa, das ist genug für heute; ich werde weiter für dich sorgen." —

Für unsern kleinen Helden war hiermit eine ganz neue Laufbahn eröffnet, und es war kein Zweifel, Asa mußte sie einschlagen.

Dr. Rapp war ein noch ganz rüstiger Mann in den fünfziger Jahren. Er war kinderlos. Seine Gattin war vor vielen Jahren gestorben und er hatte sich nicht wieder verheiratet. Eine verwitwete jüngere Schwester führte ihm seinen Hausstand, welche nun ebenfalls großes Interesse an dem kleinen Pflegesohn bekundete.

Obschon Dr. Rapp und seine Schwester durch Mangel an Verkehr mit gebildeten Menschen äußerlich etwas verbauert waren, verriet doch der nähere Umgang mit ihnen eine feine Herzensbildung. Zudem waren beide von Herzen gläubig und suchten nun gemeinsam den Asa in der Furcht Gottes zu einem tüchtigen Menschen zu erziehen. Es war dem Doktor klar, daß Asa ihm

wie ein Blatt, das im Herbst vom Winde gejagt wird, ins Haus getrieben worden war, und er erkannte seine Pflicht.

So zog allmählich der Winter heran. Als Asa die ersten Gehversuche an den Krücken machte, schneite es draußen. Die langen Winterabende kamen, und es war erstaunlich, wie dem Asa an dem großen runden Tisch im Schein der Lampe unter Anleitung des Doktors — Herz, Sinne, Augen und Ohren aufgingen. Sein Gesichtskreis erweiterte sich ganz gewaltig, sein Wissen beschränkte sich nun nicht mehr allein auf die „goldne Stadt", sondern er hatte längst mehr gelernt von den goldnen Gassen da droben, von dem, der darinnen die Sonne ist, Jesus, von Himmel und Hölle, von Sünde und Gnade, von Gott und Teufel. Mit einem wahren Heißhunger nahm er alles, was an Kenntnissen Dr. Rapp ihm vorläufig bieten konnte, in sich auf.

Es gefiel ihm daher auch sehr gut bei dem alten freundlichen — wenn auch manchmal etwas barschen — Doktor.

Was ihn nicht minder freute, war, daß im Laufe des Winters der alte Schaaf etlichemale sich einfand, um sich nach dem Knaben zu erkundigen. Merkwürdig, der alte Kauz war gewissermaßen eifersüchtig auf Dr. Rapp. Er meinte so bei sich, er habe gewisse Ansprüche auf den Knaben. Hatte er so ganz unrecht? Er hatte ihn doch „gefunden", wie er sagte.

So war ihm ja auch alles recht, was der Doktor mit dem Jungen vornahm, nur eins nicht. Es war ihm nämlich in der Seele verhaßt — denn der alte Schaaf war ein sogenannter „Freigeist" —, daß der Doktor Rapp den Asa Religion lehrte. Er hatte nichts

gegen Dr. Rapp, er war ihm ganz gut, und vielleicht besonders deswegen, weil der Doktor seine Frömmigkeit nicht erheuchelte und zur Schau trug. Daß er je und dann seine Überzeugungstreue kundgab, rechnete er ihm als Charakterstärke an, und gewiß mit Recht. Aber es wollte ihm doch nicht in den Sinn, daß der Junge, den er doch aufgefunden habe, nun auch mit Religion vollgepfropft werden solle, wie er sich ausdrückte. Aber Dr. Rapp ließ sich nicht irre machen, sondern gab dem alten Schaaf ruhig zur Antwort:

„Lieber, alter Schaaf, das sind nun eben meine Sachen. Wollen Sie es anders, dann nehmen Sie den Jungen in Ihre Hütte. Ich habe noch immer versucht, im Leben meine Pflicht nach vollster Überzeugung zu thun. Den Jungen sehe ich nun einmal an als den meinigen, und so werde ich ihn erziehen!“

Sechstes Kapitel.

Jahre sind vergangen. Zwölf Winter waren dort draußen über das Dörflein in den Bergen, in dem Dr. Rapp wohnte und wo er seinen Wirkungskreis hatte, dahingebraust. Aus dem kleinen Asa war ein stattlicher, kräftiger Mann geworden. Ebenso war er geistig herangereift. Anfangs unter der tüchtigen Anleitung seines Pflegevaters, dann durch gründliche Sammlung allgemeiner Kenntnisse auf einem College in St. Louis vorbereitet, studierte unser Asa Medizin, wie das kaum anders zu erwarten gewesen. Auch war es so des alten Doktors Lieblingswunsch. Ihn begeisterte nichts mehr als der Gedanke, einst seinen Pflege-

sohn in seiner Stelle zu sehen. Und es schien, als sollte alles so kommen, wie geplant.

Asa schickte sich an, seine ersten Versuche in der ärztlichen Praxis zu machen. Dr. Rapp war alt geworden und nicht mehr so rüstig. In der Mitte der sechziger Jahre stehend, sehnte er sich begreiflicherweise nach Ruhe und Ausspannung. — —

Um diese Zeit erfaßte eine hochgradige Aufregung alle Bewohner des unterdessen etwas herangewachsenen Städtchens, in welche Aufregung auch die allernächsten Bauern, welche Land eigneten, mit hineingezogen wurden. Es hieß nämlich, es solle eine Eisenbahn durch das Städtchen gelegt werden, welche einen direkten Verkehr mit der Großstadt St. Louis herstellen werde. Was das für eine Wirkung hatte auf die stillen Bewohner, die bisher per Achse viele Meilen weit ihre Farmprodukte befördern mußten, um sie abzusetzen, läßt sich leicht denken.

Was aber noch aufregender war: es hieß auch, man wolle aus dem Städtchen eine Stadt machen, sogar eine Fabrikstadt. Östliche Kapitalisten und Eisenbahnkönige wollten, der günstigen Lage wegen, allerlei industrielle Unternehmungen in Gang bringen. Die Aufregung stieg noch mehr, als sich eines Tages Herren vom Osten einfanden und beim Dr. Rapp abstiegen, um die Berge zu prüfen auf ihren Gehalt von Kohlen, Eisen, Fire clay. Man fand auch weißen Sand. Was sollte nicht alles her: Rollmühlen, Hochöfen, Glashütten, Fire brick sollten hergestellt werden, aber erst mußte die Eisenbahn her! —

Man beriet sich mit dem alten Dr. Rapp und dem jungen Dr. Asa Kahabka. Ersterer verhielt sich vor-

läufig noch etwas zweifelsüchtig, aber Asa war Feuer und Flamme für die Idee, denn weiter war es eben noch nichts. Er sah im Geiste schon die vielen Fabrikschornsteine ihren Qualm gen Himmel senden; sah, wie das kleine Nest zu einer bedeutenden Stadt sich emporschwingen würde und wie Grund und Boden im Preise steigen und er selbst ein reicher Mann werden müßte.

Asa schwelgte förmlich in dem Gedanken, recht bald reich zu sein, Gold sein Eigentum zu nennen! Merkwürdigerweise war jetzt bei ihm das Verlangen nach Geld so stark geworden, daß für ihn alle anderen Gedanken, sogar Berufspflichten, erst in zweiter Linie kamen. Das war fast unerklärlich. Wie genügsam war er sonst gewesen. Hatte er doch von Jugend auf nur Entbehrungen gekannt. Was wollte er nun? Vorläufig hatte er nur das Verlangen nach dem sündigen Mammon, ohne auch nur recht zu wissen, was er eigentlich damit wolle. Allein, ist denn die Habgier nur bei denen zu finden, die sich schon im Überflusse wälzen und nie genug bekommen können?

Nun wohl, des Menschen Wille ist sein Himmelreich. An dem Abend, an dem die Herren von New York Berg und Thal um das Städtchen herum durchstreift hatten und müde waren, wurde in Ermangelung eines Hotels beim alten Dr. Rapp Rast gemacht. Eine letzte Konferenz wurde abgehalten, in der beschlossen wurde, den Bau der Eisenbahn dem Direktorenrat in New York freudigst zu empfehlen; ferner, gerade um das Städtchen herum möglichst viel Land aufzukaufen, da es jetzt noch verhältnismäßig billig zu erwerben sei, und endlich drittens, dem Direktorenrat die Anstellung von Dr. Asa Kahabka als Generalagenten zu empfehlen.

Denn es war klar, daß eine zuverlässige Persönlichkeit an Ort und Stelle notwendig sei.

Hiermit schien man einen gewaltigen Schritt vorwärts gekommen zu sein. Die Hauptschwierigkeiten, welche beim Bau einer Eisenbahn zu überwinden waren, lagen eben gerade in der Gegend des Städtchens, in welchem Dr. Rapp so viele Jahre gelebt hatte. Es waren örtliche Hindernisse, vor denen man bisher zurückgeschreckt war, sonst wäre man gewiß schon vor Jahr und Tag mit dem Dampfroß über Berg und Thal geeilt.

Nun war alles so gut wie abgemacht; denn der günstige Bericht des Komitees würde ohne Zweifel auch dem Direktorenrat in New York den besten Eindruck machen und angenommen werden.

Nachdem darüber allerseits nur noch einerlei Meinung herrschte, trank man in der heitersten Laune dem Dr. Rapp seine alten, feurigen Weine. Immer hochfliegender und phantastischer wurden die Reden der Herren bezüglich der Aussichten für das Städtchen. Ja, wie wollten sie alles umkehren! Die Thäler ausfüllen, Berge abtragen, Straßen bauen, Gas- und Wasserleitungen legen; es war gerade, als summten schon unzählige Räder in der Fabrikstadt und als türmten sich gewaltige Rauchmassen auf über dem längst verschwundenen Dörflein!

In hochgradiger Aufregung suchten die Herren ihr Lager auf. Die Großstädter schliefen auch bald ein, denn sie waren müde von der ungewohnten Arbeit, zum andern waren sie solche Aufregungen gewöhnt, welche herrühren von „Geschäft“ und „Wein“. —

Aber Asa konnte nicht einschlafen. Jede Faser in ihm zitterte noch nach von dem, was er heute erlebt.

Stundenlang wälzte er sich auf seinem Lager. Wenn er meinte, Gott Morpheus lege nun endlich sacht seinen Arm um ihn, tauchten auch schon wieder die schönen Straßen der hergezauberten Stadt vor seinem Innern auf, auf denen er im prächtigen Wagen, mit zwei Rappen bespannt, mit Windeseile sich dahinjagen sah. Oder er verkaufte Baustellen, die Leute umlagerten ihn förmlich, man stritt sich um die besten Plätze. Oder er hörte das Pusten und Stampfen der Maschinen, das Surren und Summen der Räder, das Donnern und Krachen der Eisenwerke. Oder er sah den Schimmer des Goldes, des Reichtums, und er warf sich heftig im Bette herum. Es waren keine Träume, sondern Hirngespinste einer erhitzten Phantasie. Asa wurde fast verdrießlich, daß der Schlaf ihn floh, und doch — hing er dem Gedanken mit innerm Behagen nach. —

Als die Sonne schon hoch am Himmel stand und neugierig auf den Schläfer schaute, der blaß und regungslos noch im Bette lag, mußte man Asa wecken, der sonst gewohnt war frühzeitig aufzustehen. Mit dumpfem, schwerem Kopf erhob er sich. Nach dem Frühstück wurden die New Yorker zur zehn Meilen entfernten Eisenbahnstation gefahren. Dort wurde noch viel geredet, und mit der Versicherung, daß Asa spätestens in einer Woche Instruktionen vom Hauptquartier erhalten werde, betraten die Herren den Zug und wünschten Asa — good bye! —

Wie gerne wäre er mitgefahren! New York, die Metropole zu sehen, das rege Treiben der Geschäftswelt kennen zu lernen, — ja, das wäre was gewesen. Allein er mußte bleiben, das verstand sich von selbst. Asa tröstete sich damit, daß er wohl später einmal den Osten

besuchen dürfe, wenn erst alles in vollem Gange und er ein wohlhabender Mann sei. In ganz eigener Stimmung fuhr er heim. Anfangs war es ihm, als ob das erträumte Glück in unabsehbare Ferne gerückt sei, aber je näher er dem alten Städtchen kam, desto reger und lebhafter trat wieder alles vor sein Geistesauge. — —

Siebentes Kapitel.

Mit dem Frühling brach auch neues Leben in dem kleinen Städtchen an. Es blieb nun nicht mehr bloß Gerede der Leute, sondern schon nach zwei Wochen zeigte es sich, daß die New Yorker nicht umsonst dagewesen waren. Asa hatte seine Instruktionen erhalten. Er kaufte Land auf. Landvermesser kamen und begannen ihre Thätigkeit. Auf der ganzen Linie war die Arbeit begonnen, den heißersehnten eisernen Strang, der so viel Glück bringen sollte, durchs Städtchen zu ziehen.

Und richtig, nach etlichen Wochen war die Mannschaft, welche die Strecke von zehn Meilen vor dem Städtchen bis dahin zu bauen hatte, schon ganz nahe am Ziele. Nun endlich glaubten's auch die Bauern, deren Land am nächsten und wertvollsten war. Asa hatte schon einen Teil davon gekauft und in Bauplätze ausgelegt; auswärtige Spekulanten kamen, Arbeiter, Handwerker jeder Art zogen her. Allerlei kleine Geschäftshäuser thaten sich auf. Es wurde an allen Ecken gebaut und in Grundeigentum spekuliert. Das Städtchen wurde inkorporiert. Man nannte es nunmehr „Rapp City“, einmal in Anerkennung seines ältesten Bürgers, des ehrwürdigen Doktors Rapp, zum andern

in der Hoffnung, daß es einmal eine große „City“ werden möchte.

Der junge Dr. Asa Kahabka wurde in Anerkennung seiner großen Verdienste um die Erzielung des großartigen Aufschwunges, sowie seiner Bildung und Fähigkeiten wegen, zum ersten Exekutiv-Beamten gemacht!

Jeder Tag brachte nun neue Ereignisse, neue Fortschritte. Schon hatte sich eine Gesellschaft gebildet zur Anlegung einer Fabrik. Es wurde gebaut. Andere Etablissements erstanden. Und als im Herbste die Eisenbahn dem Verkehr übergeben wurde, als der erste Zug die Station passierte, da hatte sich eine große Menschenmenge am „Depot“ eingefunden, um den mit Fahnen und Wimpeln geschmückten Zug zu begrüßen. Dies geschah natürlich in echt lärmender Weise, mit Johlen und Brüllen, daß tags darauf die Kehlen und Ohren noch weh thaten; mit Tuten von Blechhörnern, durch Abschießen von allerlei Feuerwaffen — kurz: es schien ein zweiter vierter Juli zu sein.

Ja, ein gewaltiger Umschwung! Es hämmerte in den Bergen des Bergmanns Axt, und die „schwarzen Diamanten“ wurden, wenn auch nicht gerade in großer Menge, gefunden. Denn die Kohle war natürlich eines der ersten notwendigen Verbrauchsartikel.

Bald darauf wurde die erste Fabrik in Betrieb gesetzt. Das war wieder ein Ereignis, das mit Lärmen und Tuten in der Stadt gefeiert wurde.

Kurz, alles schien nach Wunsch sich zu entwickeln. Die Stadt wuchs von Tag zu Tag, was für die leitenden Geister, wie für jeden neuen Bürger höchst ermutigend war. Alles ging so schnell, wie es selbst die Kühnsten nicht erwartet hatten. Freude herrschte über-

all; Zufriedenheit über den Gang der Dinge gab sich bei jedermann kund und ganz besonders bei unserm Asa. Er sah sich an der Spitze der fortschrittlichen Bewegung, was nicht wenig seinen Ehrgeiz stachelte. Sein Name war in aller Mund. Überall hieß es: ihm haben wir das zu danken.

Wohl, Asa sah alles sich vorzüglich entwickeln, aber das gab ihm noch keine Ruhe; die Arbeit und Verantwortung nahm mit jedem Tage zu. Seine ärztliche Praxis hatte er fast ganz aufgegeben, zum nicht geringen Leidwesen seines betagten Pflegevaters, des Dr. Rapp. Es waren andere Ärzte da, welche die Kranken versorgten. Asa Kahabka hatte vollauf für die Eisenbahngesellschaft zu thun, wie auch als erster Beamter der Stadt, als Geschäftsmann, der finanziell an allen größeren Unternehmungen bereit war sich zu beteiligen. Kurz, es war ein Hasten und Jagen das ganze Jahr gewesen, „ein Wetten und Wagen, das Glück zu erjagen!“ — —

Mit Freuden begrüßte darum Asa die Aufforderung des Direktorenrates in New York, eine Reise zur Metropole zu machen, welche natürlich in erster Linie eine Geschäftsreise sein sollte. Aber dann hatte sie auch den Zweck, dem geplagten jungen Manne die erwünschte und gewiß berechtigte Erholung zu bringen. Asa machte sich denn auch bald auf den Weg und kam eines schönen Abends in New York an. Er wurde von dem Präsidenten der Bahngesellschaft, Mr. Allen, am Bahnhofe aufs freundlichste begrüßt und dann in dessen Koupee nach dem Fifth Avenue Hotel gefahren.

Asas Wunsch war also erfüllt. Das kam ihm nun fast wie ein Traum vor. Man hatte ihn allein gelassen, denn Mr. Allen hatte ihm gesagt:

„Heute nacht ruhen Sie sich gehörig aus, essen dann ein gutes „Breakfast“ und nachher werden wir eine Sitzung haben in der Office am Broadway.“

Asa saß und rauchte seine Zigarre, wie er es abends gewohnt war. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß die große Veränderung um ihn her ihren Eindruck auf ihn nicht verfehlte. Seine Erwartungen wurden durch die Eleganz und verschwenderische Pracht, wie sie ihm im Hotel entgegentrat, bei weitem übertroffen. Zudem war er von Natur ein schlichter, einfacher Mensch, der an solchen Komfort nicht gewöhnt war. Er paßte scheinbar wenig in die Räume eines Hotels ersten Ranges, wie in die Gesellschaftskreise der Metropole.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Spuren des „wilden Westens“ in seinem ganzen Äußeren bemerkt würden. Etwas Naturwüchsiges lag in seiner Erscheinung. Sein großes blaues Auge, zu dem der große Mund, dessen Oberlippe ein dunkler Schnurrbart bedeckte, sehr wohl paßte, schien zwar träumerisch, aber es konnte in der Erregung auch blitzen und Feuer sprühen. Seine Gestalt war nicht übermäßig groß, aber doch imponierend. Wenn er kerzengrade dastand, seinen schönen Kopf, von gewaltiger Haarfülle bedeckt, auf seinen breiten Schultern hin- und herwiegte, so war er ein Bild männlicher Schönheit.

Dennoch paßte, wie schon angedeutet, sein Äußeres nicht so recht in die Gesellschaft, in welche er eingeführt werden sollte. Das fiel Asa aber gar nicht auf. Er dachte an ganz etwas anderes.

Der große Kontrast zwischen „einst und jetzt“ konnte ihm gar nicht deutlicher entgegentreten, als hier in

seinem Zimmer, wo er Muße hatte, darüber nachzudenken. Seine Gedanken schweiften denn auch in die Vergangenheit zurück. Es war ihm fast unglaublich, daß er, der arme Asa, zu solcher Höhe in der Gesellschaft und der Geschäftswelt emporgestiegen sein sollte. Er sah sich wieder als Knaben draußen in Ohio. Er entsann sich der Thorheit, die „goldne Stadt" aufsuchen zu wollen. Alles tauchte vor ihm auf wie ein Traum aus längst verschollenen Tagen. Er erinnerte sich, daß er eigentlich erst für dieses Leben erwacht sei, nachdem er ein Jahr bei dem guten Dr. Rapp zugebracht hatte.

Allein Asa mochte hin- und hersinnen, es blieb dabei, er war Asa Kahabka, Mayor von Rapp City, Generalissimus der Eisenbahn in Rapp City, hervorragender Geschäftsmann, auf dessen Rat die Bürger von Rapp City horchten, wie Kinder auf den des Vaters. Asa erkannte seine große Macht, daß er die Menschen in Rapp City vollständig unter seiner Kontrolle habe. Auch begriff er vollkommen seinen Einfluß bei der Bahngesellschaft. Aber er sagte sich auch, er wolle niemals seine Stellung dem Volke gegenüber mißbrauchen. Das war ein ehrlicher Vorsatz. Er wollte die Sitzung abwarten und je nachdem handeln.

Am nächsten Tage berichtete er in der Sitzung. Alles ging nach Wunsch. Die Herren waren entzückt über die Aussichten in und um Rapp City, desgleichen über ihren jungen Generalissimus, sie gratulierten ihm, sie schmeichelten ihm und prophezeiten ihm Ehre, Glück und Reichtümer. Kurz, Asa war der Löwe des Tages. Man setzte in ihn unbegrenztes Vertrauen.

Heute abend sollte ihm zu Ehren in der Wohnung des Präsidenten Gesellschaft sein. Asa hatte den Wink

des Mr. Allen unbeachtet gelassen, in vollem Wichs, in Frack und weißer Binde, mit frisiertem Haar, aufgewirbeltem Schnurrbart und glattrasiertem Gesichte zu erscheinen. So gefügig er sonst war, hier sagte er sich: ich werde schon so recht sein, denn er war, nach seiner Überzeugung, tadellos gekleidet. Sein Innerstes empörte sich gegen einen solchen Aufzug und er wagte es getrost so zu erscheinen, wie er war.

Zur rechten Zeit — Asa war immer pünktlich — kam er vorgefahren. Nach ihm kamen noch immer Gäste.

Dem Namen nach war Asa ja der Gesellschaft längst bekannt, auch war es sehr leicht, ihn in seiner einfachen Kleidung unter all den geputzten Herren herauszufinden. Aber man hatte sich doch den Mann, der so Großes geleistet hatte, etwas anders vorgestellt. Manche waren freudig überrascht, andere — bitter enttäuscht.

Nachdem Asa die flüchtige Bekanntschaft aller gemacht, nahmen ihn zunächst zwei Herren ausschließlich in Beschlag. Der eine war Mr. Allen, der andere ein Mr. Crawford. Eine lebhafte Unterhaltung entspann sich zwischen den drei Herren, die nicht im geringsten darauf achteten, daß sie von vielen Augen beobachtet wurden. Das Thema war natürlich: Asa Kahabka, Rapp City und was drum und dran hängt.

Unterdessen hatten sich Gruppen gebildet. Überall in den prächtigen Räumen herrschte die lebhafteste Unterhaltung. Ganz besonderes Interesse schien Asa den Damen eingeflößt zu haben. Er lieferte den Gesprächsstoff für alle. Drüben in der Ecke saßen zwei schon ältere Damen, von denen nun die eine zur andern sagte:

„Aber, ich bitte Sie, das ist mir ein sonderbarer Mensch, dieser junge Asa Kahabka,“ —

„Dr. Asa Kahabka,“ fiel die andere ihr in die Rede.

„Gut denn, Dr. Asa Kahabka. Aber sehen Sie doch nur, wie er gekleidet ist. Ich begreife nicht, wie man sich so sehr für ihn interessieren kann. Mir kommt er äußerst plump und ganz ungebildet vor.“

„Ja, Mrs. Baily, das ist auch ganz meine Meinung,“ entgegnete die andere.

„Aber hören Sie nur, liebe Frau Johnson, es gehen allerlei abenteuerliche Gerüchte über ihn im Umlauf. Man weiß ja gar nicht, wo der Asa Kahabka“ —

„Dr. Asa Kahabka,“ fiel Frau Johnson nun wieder spöttisch lächelnd ein.

„Ach was, Doktor! Was ich sagen wollte — man weiß ja gar nicht, wo er herkommt. Er selber soll nichts von seinen Vorfahren wissen, ob sie aus England, Frankreich oder gar aus Italien stammten. Von einem „Stammbaum“ keine Spur. Ah bah, er ist so ein in dem „wilden Westen“ emporgekommener „Dutchman“. Letzteres sagte sie ganz verächtlich, mit aufgeworfener Lippe und gerümpfter Nase, dann kicherte sie hinter ihrem Taschentuch, als wollte sie noch sagen: „Ach, gehen Sie mir doch mit dem Asa Kahabka.“

„Ganz meine Meinung, Mrs. Baily. Aber — schön ist er doch. Eine Prachtgestalt,“ sagte Mrs. Johnson ganz leise ihrer Nachbarin zuflüsternd.

„Well, — aber kein Gentleman! Sehen Sie doch, er benimmt sich steif und ist gar nicht galant uns Damen gegenüber. Ich habe ihn noch mit keiner Dame reden sehen.“

„Ganz meine Meinung. Er scheint nur an sein kleines Nest da im Westen zu denken.“

Während diese zwei Frauen nichts Gutes von Asa

zu sagen wußten, dabei aber heimlich ihn bewunderten, saßen gar nicht so sehr weit von ihnen zwei andere Damen, die eine schien bejahrt, die andere noch jung, frisch und blühend, offenbar Mutter und Tochter. Diesen näherten sich nun Mr. Allen und Asa. Trotz seiner flüchtigen Bekanntmachung war ihm die große Schönheit der jüngeren Dame vorhin nicht entgangen. Nun sah er das Gesicht wieder.

Mrs. Allen und ihre Tochter Stella gingen dem Gast entgegen und sprachen ihre große Freude aus, Asa hier zu sehen, da sie schon so viel von ihm gehört hätten. Asa nahm Platz neben den Damen und sagte, während Mr. Allen die Gruppe verließ:

„In der That, es gereicht mir zu besonders großer Freude, hier so freundlich empfangen worden zu sein. Doch, meine Damen, Sie legen meiner Persönlichkeit entschieden viel zu viel Bedeutung bei. Ich thue doch nur einfach meine Pflicht."

„Ja, aber ich muß Ihnen doch gratulieren bezüglich der Art und Weise, wie Sie sich derselben entledigen," meinte Fräulein Stella.

„Gewiß," fiel die Mutter ein, denn ich kenne die Schwierigkeiten, die solchen Unternehmungen gegenüber entstehen, denen Sie nun vorstehen. Ich kenne den Westen."

„Ah, so sind Sie vielleicht auch etwas vertraut mit den Verhältnissen in Missouri?"

„O ja. Ich habe Verwandte dort, die ich fast alle Jahre besuche. Ich reise gerne nach Missouri."

„Nun, das freut mich zu hören; obschon ich kein geborner Missourier bin, so schwärme ich doch für den Staat. Dürfte ich vielleicht fragen, wo Ihre Verwandten zu Hause sind?"

„Mein Bruder wohnt in Santa Carlo schon seit vielen Jahren. Man kennt ihn dort recht gut als den Dr. Buckner."

„Sind Sie bekannt in dem Städtchen?" fragte nun Stella. „Es ist ja nur ein kleines, altes Nest, aber wir sind immer gerne da. Es liegt so malerisch am Fluß, es ist so still und ruhig dort, man kann sich so gut dort erholen. Wir sind fast alle Sommer etliche Wochen dort."

Sonderbar. Asa wußte nicht, wie ihm geschah. Freilich kannte er das kleine Nest: warum fiel ihm denn das nun so auf? Er antwortete nicht sogleich, denn als er die Namen „Buckner" und „Allen" und „Santa Carlo" hörte, da dämmerte es ihm zum erstenmal in seinem Leben, das könnte wohl der Ort gewesen sein, wo er als Knabe gewesen war. Ganz dunkel entsann er sich, daß der alte Neger Jim, den er gar nicht leiden konnte und wohl deswegen nicht vergessen hatte, im Stall bei den Pferden so viel vom alten Dr. Buckner geredet hatte.

Asa schwieg noch immer und sah die Damen etwas verwirrt an. Sie meinten, er besinne sich, und Fräulein Stella fragte darum noch einmal:

„Nun, können Sie sich nicht darauf besinnen?"

„O doch, gewiß! Aber bitte, entschuldigen Sie, daß ich nicht gleich antwortete. Es fiel mir da eben eine Jugenderinnerung schmerzlicher Natur ein. O ja, ich bin schon in Santa Carlo gewesen. Aber — nun — das ist schon lange her. Ich war noch ein kleiner Knabe."

„O, Sie waren wohl mit Ihren Eltern einmal da, nicht wahr?"

„Nein, liebe Frau Allen, ich muß allein dagewesen sein. Ich weiß gar nicht mehr recht, wie das war. Es ist schon lange her. Ja, lange her.“

Wie zu sich selbst sprach er den letzten Satz. Mutter und Tochter sahen sich verwundert an. Wie sprach er doch so sonderbar! Das Thema wurde fallen gelassen. Die alte Dame sah und fühlte, daß es geraten sei, zu etwas anderem überzugehen. Nach einer kleinen Weile stand Asa auf und entschuldigte sich, da er mit jenen Herren zu sprechen habe.

Nun wurde auch Frau Allen etwas nachdenklich, ja bald saß sie in tiefem Sinnen. Während fröhliches Gelächter erschallte, saß sie allein und fing die Jahre an zu zählen, die Umstände, Ereignisse und Thatsachen aneinander zu reihen, und mehr als einmal ertappte sie sich bei dem Gedanken: möchte nicht etwa Asa Kahabka der kleine Asa sein, der ihr vor vielen Jahren in Santa Carlo durchgebrannt war?

Unterdessen war die Gesellschaft in den großen, prachtvoll geschmückten Speisesaal eingetreten. Das Bankett sollte seinen Anfang nehmen. Lachend und plaudernd setzte man sich an die reich bedeckte Tafel. Nachdem Wein serviert war, erhob sich Mr. Allen, der Gastgeber, und hielt folgende kleine Ansprache an die Tischgesellschaft:

„Meine Damen und Herren! Obschon wir kein offizielles Bankett zur Feier irgend eines großen Ereignisses veranstaltet haben, und also keine Tischreden gehalten werden sollten, so kann ich es doch nicht unterlassen, ein paar Worte zu sagen. So klein unser Kreis auch ist, so bedeutungsvoll ist er doch. Und diese Bedeutung erhält er durch die Anwesenheit unsres Freun-

des und hochgeschätzten Mitarbeiters in unsern großen Unternehmungen im fernen Westen — Herrn Dr. Asa Kahabka. Ich habe ihm als Anerkennung seiner Verdienste um unsere Sache, unsere Freundschaft und unser Wohlwollen in dieser Weise heute abend zeigen wollen. Ehre dem Ehre gebührt, und wenn's ein junger Mann ist. Denn „ehren“ ist noch lange nicht „lobhudeln“ und „schmeicheln“. Letzteres kann einem jungen Manne nur schaden, wo ihm aber rechte Ehrerbietung und Hochachtung entgegengebracht wird, da wird das nicht nur männliche Selbstachtung bei ihm erzielen, sondern ihn auch anspornen, neue Lorbeeren auf der Rennbahn des Lebens zu erstreben.

„Es ist nur selten, daß ein junger Mann solche Popularität in seiner nächsten Umgebung erlangt, wie unser Freund Asa Kahabka. Als in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Peter Stuyvesant sich so hoch verdienstlich machte um New Amsterdam, unserer heutige Metropole, da galt er im Volksmund nur als ‚Silverleg‘! Ohne weiter auf den Vergleich einzugehen, darf ich aber doch sagen: unser Freund, der in seinem Kreise verhältnismäßig ebenso populär ist, wird allgemein in Rapp City nicht etwa Dr. Asa Kahabka, nicht Mayor Kahabka, sondern einfach — Asa genannt! Das ist bezeichnender und bedeutungsvoller für uns und unsere Sache, die er unter den Leuten vertritt, als hohe Titel auf der östlichen Hemisphäre.

„Ich erhebe darum mein Glas und fordere Sie auf, mit mir anzustoßen, unsern ‚Asa‘ leben zu lassen. Er lebe hoch, hoch und abermals hoch!“

Ein begeistertes „Hoch“ erscholl und die Gläser klirrten aneinander. Ein jeder hatte ein freundliches

Wort für Asa. Fast hätte man ihn auch hier „Asa" gerufen.

Asa konnte nur einige Dankesworte stammeln, obschon er sonst ein recht guter Redner war. Aber gerade das stellte ihn bei allen ins beste Licht.

Doch nicht bei allen. Außer den beiden Frauen, von denen wir schon hörten und die auch jetzt im geheimen über den wilden Sohn des Westens zischelten, war ein junger Mann da, welcher Asa von Stund an Feind war. Das war der Sohn des Mr. Allen, — Buckner Allen. Er hatte die Stelle einnehmen wollen, die Asa nun einnahm, und hatte immer noch gehofft, daß die Dinge sich zu seinen Gunsten gestalten würden. Heute abend sah er aber, daß er sich getäuscht habe. Das erboste ihn. Er war ein Verschwender und hatte noch nie etwas Ordentliches geleistet trotz ausgezeichneter Schulung. Sein Vater hatte ihm gesagt:

„Werde erst einmal ein Mann und beweise dich als solchen in der Beschäftigung, die ich dir hier biete, dann wollen wir weiter sehen."

Eifersucht, Neid und Haß brannten in seinem Herzen und er gelobte sich, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, Asa „klein zu kriegen", wie er sagte.

Ja, so geht's. Mitten in der Gesellschaft, von der wir meinen auf Händen getragen zu werden, befindet sich oft der Feind, der uns schön ins Angesicht spricht, aber im Herzen Gift und Galle gegen uns führt. Denn von allen schien unserm Asa niemand freundlicher zugethan zu sein, als — Buckner Allen.

Dann war durch die Rede des Mr. Allen noch einer anderen Person etwas klar geworden, und das war Mrs. Allen. Als sie hörte, daß der so plötzlich in ihrem

Freundeskreise aufgetauchte junge Dr. Asa Kahabka in Rapp City nur „Asa" genannt werde, da fuhr es ihr durchs Herz: Das muß er sein. Jetzt erkläre ich mir auch seine Verlegenheit von vorhin. Doch, ich werde mir völlige Klarheit verschaffen. Der junge Mann bleibt ja noch einige Zeit hier.

Und endlich war jemand heute abend in ganz besonders gehobener Stimmung. Zwei Augen meinten nie einen schöneren, begehrenswerteren Mann gesehen zu haben, als Asa Kahabka — und die Besitzerin dieser Augen war Fräulein Stella Allen. — Sie ahnte noch nichts von dem, was ihre Mutter so sehr aufregte. Wie, wenn sie Asas Geschichte kennen lernte, würde sie ihn dann auch noch mit ihren dunkeln Augen, wie mit zwei leuchtenden Sternen, ansehen, die ein heimlich stilles Glück verrieten? War es Liebesglück? Ihr Herz mußte dies bejahen, wenn sie es reden ließ. Aber ihr Herz, ihre Seele war zu voll, als daß die Vernunft schon die eigne Sprache der Liebe verstanden hätte.

Achtes Kapitel.

Asa war der Löwe des Tages. Während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in New York, der etliche Wochen dauerte, machte er fast jeden Tag neue Bekanntschaften. Die Zeit wurde ihm nicht lang, denn es gab viel zu sehen, viel zu lernen. Und es schien fast, als habe der Strudel der Vergnügungen ihn dermaßen erfaßt, daß er alles andere in Gefahr war zu vergessen.

Das war aber nicht so. Sein Ziel ließ er nicht aus den Augen. Er war eben von dem Verlangen, ein-

reicher Mann zu werden, so beseelt, daß er es auch befriedigt sehen wollte. Konnte es ihm ja nicht entgehen, was alles für Geld zu haben sei. Das gefiel ihm außerordentlich. Dennoch wurde es ihm nachgerade genug, er sehnte sich wieder nach strammer Thätigkeit. Sein Geist war viel zu regsam und strebsam, um im Nichtsthun zu versumpfen. Er erkannte, daß der Dichter recht hat, wenn er sagt:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Eines Tages war Asa allein im Schlitten in den Zentralpark gefahren. Anfangs interessierten ihn die vielen Schlitten, die im Park sich eingefunden hatten, denn das Wetter war prächtig und die Schlittenbahn verlockend schön. Aber bald war Asa in abgelegene Wege gefahren, und sein Frohsinn schien auch von ihm gewichen zu sein. Ihm fiel seine Vergangenheit ein. O, warum war sie so dunkel? Nirgends für ihn ein Lichtpunkt! Wieder tauchte die letzte, traurige Erinnerung an seine Mutter in ihm auf, und als er an sein kindliches Verlangen dachte, die goldne Stadt zu finden, war es ihm, als drücke ihm jemand die Kehle zu. Schämte er sich dieses Verlangens? Das nicht, aber es erfüllte ihn mit Weh, so thöricht gewesen zu sein. Plötzlich gab er dem Pferde mit dem Zügel einen Ruck, indem er halblaut vor sich hin murmelte:

„Dummheit, goldne Stadt! Was grübele ich denn noch darüber nach? Ich bin ja auf dem besten Wege, mir selber eine Stadt zu bauen. Sollte ich damit nicht zufrieden sein?“

Kaum hatte er das mit etwas düsterem Blicke gesagt, da sauste ein Prachtschlitten an ihm vorüber, in

dem nur eine Dame saß. Sie hatte Asa Kahabka erkannt. Sofort gab sie dem Kutscher Befehl umzudrehen, und in wenigen Minuten war sie an Asas Seite und sagte mit dem fröhlichsten Lächeln:

„Ei, guten Tag, mein lieber Freund! Sie scheinen ja niemand mehr zu kennen. Was ist denn los, daß Sie so langsam fahren?“

„Freut mich sehr, Fräulein Stella, Sie zu sehen. Aber wirklich, ich hatte Sie nicht bemerkt.“

„Schon wieder melancholisch? Wo waren Sie mit Ihren Augen? Wo mit Ihren Gedanken? In Rapp City? In Santa Carlo — oder in Ohio?“

Schelmisch hatte sie das alles so schnell gesagt, daß Asa ganz verdutzt war. O, wenn sie gewußt hätte, welcherlei Empfindungen sie nun damit in Asas Herz wachrufen würde, sie hätte vielleicht nicht so gesprochen. Aber sie hatte weiter nichts beabsichtigt, als ein wenig Spaß zu machen; denn ihre Mutter hatte Stella gegenüber die Vermutung ausgesprochen, Asa möge allenfalls der kleine Durchbrenner von Ohio sein. Es schien ihr nun leid zu thun, denn sie bemerkte den sonderbaren Blick in seinen Augen, den sie schon einmal beobachtet hatte. Darum lenkte sie sofort von dem Thema ab, ehe er auch nur reden konnte, und sagte in einem Tone, der wohl geeignet war, freudige Empfindungen wachzurufen:

„Nun, lassen wir das. — Kommen Sie heute abend? Wir sind ohne Gesellschaft. Bitte — kommen Sie!“

Sie hatte ihn bei diesen Worten kaum angesehen; wie wenn sie etwas in der Ferne beobachtete, hatte sie ihre Augen von ihm weggewandt. Asa betrachtete sie, wie sie so schön aussah. Sie fühlte es, daß sein Blick

auf ihr ruhte, und als er noch immer nicht antwortete, drehte sie sich plötzlich um und sprach mit weicher Stimme:

„Ich erwarte sie ganz bestimmt. Sagen Sie ‚Ja‘.“

Nun schien ein Lichtstrahl sein sonst so ernstes Gesicht zu erhellen; in seinen Augen tanzte ein so eigenes Feuer, das sie auf einen Moment erzittern machte, im nächsten aber mußte sie innerlich aufjauchzen, als Asa nun mit einem feinen Lächeln und mit verständnisvollem Blicke sagte:

„Fräulein Stella, ich werde kommen.“ — Asa war ja schon des öfteren in Stellas Gesellschaft gewesen. Sie hatte ihm aber noch nicht ihres Herzens Geheimnis verraten. Heute freilich waren sie sich näher getreten. Stella war keine Kokette, sie war vielmehr eine tiefangelegte, edle Natur. Die Vermutungen der Mutter über Asas Herkunft hatten bei ihr nicht abschreckend gewirkt, im Gegenteil, sie hatten zur Folge, daß sie ihn um so mehr liebte. Sie gab es ihrer Mutter auch deutlich zu verstehen, daß sie Asa Kahabka allen Herren, die sie je gesehen, vorziehe. Sie besaß die Überzeugung, Asa sei eine edle Natur. Die Schmeichler, welche sich meist in der Gesellschaft bewegten, waren ihr im Grunde des Herzens zuwider, denn sie fühlte es ihnen ab, daß sie keine Männer waren. In Asa aber fand sie das männlich Anziehende.

Darum war es ihr eine große Freude, als Asa sie zum erstenmal mehr als freundlich angesehen hatte. Sie teilte das ihrer Mutter auch gleich mit, als sie ins Haus trat:

„Mutter, Asa kommt heute abend.“

„Aber Stella, sag doch lieber Dr. Asa Kahabka.“

„Warum, Mutter? Wenn ich ihn Asa nenne, so zeige ich damit, daß er bei mir populär geworden ist.“

„Na aber, das klingt doch fast zu familiär. Wo habt ihr euch denn getroffen?“

„Im Park. Wir begegneten uns mit unsern Schlitten.“

Sie verschwieg der Mutter, daß sie hatte umdrehen lassen. Dies durfte sie schon, wie sie meinte.

„Nun, mir soll's recht sein. Asa wird ja doch in zwei oder drei Tagen abreisen. Dann hat der Spaß ein Ende.“

„Von wem sprecht ihr?“ fiel nun eine Männerstimme ein.

„Well, Buckner, bist du schon zu Hause. Ich dächte, du wärst noch an der Arbeit in der Office,“ sagte die Mutter.

„Ach, was ich noch zu thun hatte, thue ich morgen. Ich will mich fertig machen und dann gleich ausgehen. Ihr habt gewiß von Asa Kahabka geredet, nicht wahr?“

„Nun ja, und wenn? Dürfen wir denn das nicht?“ fragte Stella etwas gereizt. Denn sie wußte, daß ihr Bruder Asa nicht leiden konnte, und konnte nur schlecht es vertragen, wenn Buckner abfällig über ihn sprach.

„Freilich dürft ihr von ihm reden, das geht mich auch gar nichts an. Ich befürchte nur, daß Papa und die anderen Herren sich da einen schönen „Mister“ oder „Doktor“, wie er sich nennen läßt, aufgehalst haben. Das ist ja ein dahergelaufener Mensch, keiner weiß, woher er stammt, er selber weiß über seine Familie nichts zu sagen. Wer könnte sagen, wer seine Mutter war? Wer weiß, was er noch anstellt? Mir scheint er ein geriebener Bursche zu sein, mir —“

„Hier, mein Lieber, kein Wort mehr! Wer gibt dir das Recht, so über Asa loszuziehen? Ich verbiete dir das.“

„Oho! Meine liebe Schwester, soweit seid ihr schon! Asa! — Well — Asa sagst du? — Das konnte ich freilich nicht wissen. All right. Ich sage nichts mehr, aber wartet bis ich handele, dann denkt ihr an mich!“

Er ging, gerade als die Mutter beschwichtigend dazwischen treten wollte, in sein Zimmer. Bald darauf verließ er das Haus und an dem Abend hat ihn niemand aus dem Hause wieder gesehen.

Hierauf herrschte eine etwas gedrückte Stimmung. Weder Mrs. Allen noch Stella konnte reden. Endlich erhob sich letztere, um sich für den Abend anzukleiden, doch nun kam ihr auch die Sprache zurück. Sie sagte zu ihrer Mutter, und ihre Augen wurden feucht dabei:

„Mutter, wenn du mich recht verstehst, dann weißt du, daß ich Asa liebe. Obschon er noch kein Wort von Liebe zu mir geredet hat, so glaube ich doch seiner Gegenliebe sicher zu sein, und falls ich mich darin täuschen sollte, so bleibt doch die Thatsache bestehen: ich liebe ihn. Aber, ich weiß nun auch dieses, es werden noch schwere Tage für uns anbrechen.“

„Ach, Kind, was du gleich für unheimliche Gedanken hast. Laß doch das. Du bist nur aufgeregt. Ich sagte ja, bald hat der Spaß ein Ende.“

„Gut, ich glaube das auch, aber ich glaube ferner, daß es ernst wird.“

Damit ging Stella auf ihr Zimmer. Dort weinte sie sich aus. Sie wußte eigentlich nicht, ob es die harten Worte ihres Bruders waren, die sie so traurig machten, oder sonst etwas, doch das wußte sie, daß sie um Asas

willen die ersten Thränen vergoß. Wenn er das gewußt hätte! Er sollte es nicht erfahren. Bald hatte sie jegliche Spur von Thränen verwischt, und sie erschien wieder unten in einer eleganten, aber nicht auffallenden Abend=toilette.

Langsam verstrich die Zeit. Draußen stürmte es, es war kalt und sehr unwirrsches Wetter geworden. Es schlug sieben Uhr. Nun noch eine Stunde und er wird hier sein, dachte Stella. Es schlug acht Uhr. Aber nichts ließ sich hören als der Wind, der immer aufs neue knisternd Schneeflocken an die Fensterscheiben peitschte. Es schlug neun Uhr. Nun bangte ihr Herz. War ihm etwas zugestoßen? Würde er nicht kommen? Es stiegen Zweifel auf in ihrem Herzen. Wie thöricht aber! Jetzt dachte sie an seinen Blick und an das Wort: „Ich werde kommen, Fräulein Stella!"

Da ging die Hausglocke. Wie ihr Herz pochte! Wird er es sein? Der Diener trat ein und überreichte ihr eine Karte:

„Dr. Asa Kahabka."

Er trat ein. Stella stand, sanft an einen Stuhl gelehnt im Lampenschein, der ein mattes Dunkelrot im Zimmer verbreitete und über sie ergoß, so daß sie reizend aus=sah. Sie begrüßte ihn, indem sie triumphierend aus=rief und zugleich ihre schöne Hand ihm entgegenstreckte:

„Nun, ich bin doch nicht um meinen Besuch betrogen worden."

Es war ersichtlich, daß sie sein Kommen sehnsüchtig erwartet hatte. Das konnte auch Asa nicht verborgen bleiben.

Der Abend war unvergeßlich für unsern Freund. Er hatte während der Unterhaltung einen tiefen Blick in

Stellas Herz thun dürfen; sie hatte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht. Und sie war die erste unter all den Damen, die er bisher kennen gelernt hatte, die das vermocht.

Es fing bereits an spät zu werden, und Asa dachte daran, aufzubrechen und sagte, indem er sich erhob:

„Ich muß mich nun empfehlen für diesen Abend, aber auch zugleich für — längere, unbestimmte Zeit, denn ich werde morgen abend wieder nach dem Westen abreisen."

„O, Mr. Kahabka, was Sie sagen." Stella war wirklich bestürzt über diese Eröffnung. Sie wußte im ersten Augenblicke keine anderen Worte zu finden. Da Asa ihre Bestürzung bemerkte, fügte er hinzu:

„Nun ja, ich muß wieder an die Arbeit. Meine Aufgabe ist hier zu Ende. Ich muß gestehen, mein Besuch in New York war für mich sehr angenehm und dieser Abend wird in meiner Erinnerung fortleben als der schönste. Aber — alles hat ein Ende. Ich muß fort."

„Kann ich Sie nicht bewegen, noch zu bleiben? Vielleicht noch eine Woche, Mr. Kahabka?"

„Thut mir sehr leid, habe aber schon alle Arrangements zur Abreise getroffen. Zudem erwarten die Herren hier, daß ich auf meinen Posten zurückkehre."

„Nun, dann will ich meine Mutter rufen; Sie werden doch gewiß auch von ihr sich verabschieden wollen?"

„Gewiß. Wie könnte ich sonst ihr gastlich Heim verlassen?"

Das Abschiednehmen ging aber nicht so schnell; denn Mrs. Allen hielt den Augenblick für gekommen, sich Klarheit zu verschaffen über Asas Vergangenheit.

Als daher noch manch liebes Wort ausgetauscht war über seinen New Yorker Aufenthalt, sagte Asa:

„Na ja, jetzt geht's wieder dem Ungewissen entgegen. Zwar ist nichts sicher, aber nun, da ich wieder hinaus in den Westen muß, kommt mir alles doppelt unsicher vor. Es scheint mir oft, als laufe man von Jahr zu Jahr vergebens einem glücklichen Ziele nach, das im matten Abendrot wie eine goldne Stadt auf silbernen Bergesketten glänzet, aber wie ein Phantom — unerreichbar ist. Ob ich wohl je dahinkomme?"

So, da war der Moment, wie geschaffen für Mrs. Allen. Es durchzuckte sie wie ein Blitz, und ohne weitere Umschweife zu machen, sagte sie:

„O, Mr. Kahabka, entschuldigen Sie, aber ich muß Ihnen eine kleine Geschichte erzählen." Und nun fing sie an, ihre Erlebnisse von dem kleinen Asa mitzuteilen bis zu seinem Verschwinden aus Dr. Buckners Haus, und schloß dann mit den Worten:

„Ich möchte doch gerne wissen, was aus dem kleinen Burschen geworden ist, und ob er wohl schon die goldene Stadt erreicht hat?"

Sie schwieg und wartete auf eine Antwort von Asa. Aber dieser saß, den Kopf vorn übergebeugt, die Ellbogen auf die Knie gestemmt, die Hände gefaltet, und schaute mit seinen schönen blauen Augen geradeaus, wie traumverloren, in das lodernde Kaminfeuer und antwortete nichts. Und Stella — ach, ihr pochte das Herz. Es war ihr peinlich. Was würde er sagen? Noch immer keine Antwort. Da endlich brach Mrs. Allen die tiefe Stille, indem sie fast mütterlich ihn bei seinem Namen rief:

„Mr. Kahabka!"

„Mrs. Allen, ich sehe“ — und Asa schaute unverwandt in die Feuerglut während er sprach —, „ich sehe, Sie vermuten in mir jenen kleinen Asa. Ich bin's.“ Er stockte einen Augenblick, während die beiden Damen sich ernst, aber befriedigt ansahen. „Aber — die goldne Stadt, in der meine gute Mutter weilt, habe ich noch nicht, nein, noch nicht gefunden.“ Wieder hielt er inne, als habe er nur zu sich selber gesprochen. Plötzlich aber, als habe etwas ganz Ungewöhnliches seinen Geist aus der Vergangenheit herausgerissen, drehte er sich zu den Damen um, stand auf und voll und ganz im männlichen Stolz sagte er:

„Ich weiß, ich gehöre nicht in Ihre hohe Gesellschaft. Ich komme mir in diesem Moment vor, wie ein Eindringling, wie ein Unberufener. Aber, meine Damen, es ist nun einmal in unserm Lande nicht die Herkunft, die einen Menschen zum Manne macht, sondern es sind meist die Verhältnisse, die Umgebungen, in denen man aufwächst, ferner die natürlichen Anlagen und vor allem der Scharfblick, im richtigen Augenblicke zu handeln, welches alles zusammen auch aus einem Bettlerknaben, wie ich einer war, einen Mann macht. Ich bin noch jung, aber ich fühle in mir die Kraft, in der Stellung, in die ich zum Teil hineingedrängt wurde, die ich zum Teil selber suchte, auch ganz und voll meinen Mann zu stellen. Wenn Sie nun wegen meiner niedrigen Herkunft mich geringer ansehen wollen, so kann ich das freilich nicht ändern. Aber, ich will nun nicht länger mich aufhalten, sondern "good-bye" sagen.“

Damit wollte er gehen. Schon während er redete, wollten die Damen ihm in die Rede fallen, das sah er wohl. Sie merkten aus jedem Worte, daß Asa die

Sache schief aufgefaßt hatte, aber es war das begreiflich. Das that ihnen wehe, es war ihnen peinlich. Nun kam Mrs. Allen zur Sprache. Sie erklärte Asa, warum sie so gefragt, sie versicherte ihn jetzt erst recht ihrer Hochachtung und ließ nicht nach, bis er sich noch einmal gesetzt hatte.

Die Folge war, daß Asa nach und nach das Herz aufging und er den teilnehmenden Frauen aus seiner Vergangenheit das erzählte, was wir bereits wissen. Er hatte jetzt volles Zutrauen zu ihnen gewonnen.

Es war sehr spät geworden, aber die Unterredung hatte ein Freundschaftsband um die drei geschlungen, das nie mehr zerreißen sollte. Als Asa endlich ging, bat ihn Mrs. Allen, wann er nun wieder in Missouri sei, nicht nur Geschäftsbriefe nach New York zu schreiben, sondern auch andere. Da mußte er lachen und meinte:

„An wen soll ich denn ‚andere‘ schreiben?“

Stella sah ihn stumm, aber mit solch beredten Augen an, daß er blind hätte sein müssen, wenn er sie nicht verstanden hätte.

Nun nahm Asa unter herzlichem Händedruck Abschied von den Damen. Im Herzen aber hatte sich Stellas Bild eingeschlichen für immer. Am nächsten Abend um dieselbe Zeit hatte er New York längst hinter sich und dampfte dem fernen Westen zu.



Neuntes Kapitel

Mit geschlossenen Augen saß Asa still im Eisenbahnwagen und träumte, träumte noch einmal den schönen Traum der letzten Wochen. Daß dabei auch Zukunftsbilder vor seine Seele traten, ist selbstverständlich.

Rascher als die Lokomotive vor seinem Zuge arbeitete sein Geist in ihm. Da sah er die Fähre, die ihn, als er vor Wochen in Jersey City ankam, hinüber zur Riesenstadt führte. Nun hörte er den eigentümlichen Klang der Fährglocke. Plötzlich sah er jenen armen Knaben, sich selbst, auf dem Ohiodampfer. Wie so anders war das! Schmerzliche Erinnerung! Dann befand er sich im großen New Yorker Bahnhof im dichtesten Menschengewühl. So etwas hatte er noch nicht gesehen. Da sah er einen Menschen und meinte, ihn zu kennen. Doch, wen sollte Asa in New York kennen? Ja, aber war das nicht der alte Schaaf? Was thut denn der hier in New York? Ist er doch ein verbissener Einsiedler? Ist er mir vorausgereist? — Allein, es war nur eine Täuschung. Wem wäre es nicht schon ähnlich ergangen? Jetzt fiel ihm das große, prachtvolle Haus ein, darin Allens wohnten. Die auffallende Stille, die darin herrschte, berührte ihn jetzt noch fast unheimlich. Kein Laut von draußen drang hinein und auf den weichen Teppichen war kein Tritt hörbar. Frau Allen im grauen Haar, von Spitzen, Bändern und Seidenstoffen wie von einer Wolke umflossen, huschte leise und vornehm im Hause hin und her.

Wie ein Blitz flogen von hier Asas Gedanken hinüber zum alten Schaaf. Sonderbar! Was der wohl sagen würde, wenn er ihn hätte sehen können, umgeben

von all der Pracht, die das Gold dem Menschen gewährt?

Nun wieder ein neues Bild. Im Geiste befand er sich in der großen Oper. Unvergeßlich war ihm der Anblick — es übertraf eben alles, was er je gesehen. Ein Meer von Licht und Farbenpracht! Ein fortwährendes Rauschen der feinsten Toiletten, ein Blitzen der Diamanten und Juwelen, ein Heer von schönen Frauen, die beständig lächelten und scheinbar vor innerem Glücke strahlten. — Sein Auge blieb nun im Geiste auf Mrs. Allen haften. Sie schien ihm das Ideal einer ehrwürdigen Dame zu sein, ein vollendetes Muster von Mütterlichkeit. Und seine Mutter? Das einsame Grab, bedeckt mit Reisern und Zweigen, weit draußen in Ohio — er wußte nicht wo — fiel ihm ein. — Ja, wenn seine Mutter wie —

Der Gedanke starb so schnell, wie er geboren worden war. Seine Mutter hatte für ihn eine unbegrenzte Liebe gehabt, sie hatte gewiß für ihn gethan, was sie konnte, ehe sie der Tod vom Elend dieses Erdenlebens erlöste.

Da, nun erlöschen die Lichter, ein leichtes, schleierhaftes Dunkel herrschte, es wurde still, immer stiller im Theater. Süße Töne vernahm sein Ohr. Asa empfand die Macht der Töne, sie führten eine eigene Sprache mit ihm. Was hörte er nicht alles wieder in den Klängen des Orchesters? Das sanfte Säuseln der Winde auf offener Prairie, das Zirpen der Grillen, das Pfeifen der Vöglein in den Zweigen, das Stöhnen des nächtlichen Wintersturmes, wie er durch die kahlen Eichen da draußen dahinrast.

Wahrhaft zauberhaft, sinnberückend! Doch all

dieser Glanz, all diese Eleganz und all der Musikzauber schien in Nacht und Dunkelheit sich zu verkehren, wenn Stella ihm in den Sinn kam! Sie hatte vom ersten Tage an, da er sie als Stern des Hauses Allen kennen gelernt hatte, ihn mit ihrer vornehmen Einfachheit gleichsam in ihre Gewalt bekommen. Wie ungalant, ungeschickt, ja ungeschliffen fühlte er sich ihr oft gegenüber.

Nun kam ihm etwas ganz anderes in den Sinn. Als Asa seinen ersten Besuch bei Allens machte und man ihm von allen Seiten gratulierte als self-made man, da kam auch die gute, liebe Frau Allen und legte ihre Hand auf die seinige und sagte so recht mütterlich:

„Ich gratuliere Ihnen auch zu Ihrem Erfolg. Das muß Ihrer Mutter gewiß eine große Freude sein."

Seine Mutter — o, er hatte eben nicht an sie gedacht. Diese Worte aber brachten ihm das arme Leidensgefühl wieder in Erinnerung. Er hatte nur schnell geantwortet: „Meine Mutter lebt nicht mehr, sie ist schon lange tot."

Asas Kopf lag müde am Sitz, die Augen geschlossen, war er im Geiste am Sterbebette seiner Mutter, dann am rauhen Grab in Ohio, er wußte nicht wo — er murmelte vor sich hin: „Arme Mömme, schon lange, lange drüben in der goldnen Stadt." — — —

Kreuz und quer führte ihn die Erinnerung durch die Tage seines New Yorker Aufenthaltes. Allein die Gegenwart und die Zukunft forderten ihr Recht. Und alles kurz zusammenfassend, sagte Asa, indem er nun seine Augen öffnete, sich vornüber beugte und den Kopf auf die Hände stützte:

„Also das ist die Wundermacht des Goldes. Durch

dasselbe haben die Menschen Erziehung, Bildung, Zivilisation, Bequemlichkeit, Luxus, Freude, Lust, Glück —“

Asa redete nicht weiter. Ein Schauer überlief ihn, wenn er sich nun sagen mußte, der schöne Traum sei zu Ende und er auf dem Wege nach Rapp City! Er mußte nun wieder zu den Leuten, die so ganz und gar nicht waren, wie die, welche er in New York hatte kennen gelernt. Doch — es waren alles Menschen wie er und im Grunde — fand er — sind alle Menschen gleich, ob im Besitz von Gold oder nicht.

Allein wer wollte zeitlebens so leben wie die Arbeiter an der Eisenbahn oder in der Fabrik in Rapp City? War das ein menschenwürdiges Dasein? Wäre es nicht besser zu ringen und zu kämpfen, ja alles daran zu wagen, um in den Besitz der funkelnden Zaubermacht zu gelangen und lieber dabei zu Grunde zu gehen, als solch ein Leben zu führen — er wußte es nicht! — Er hatte Wochen zugebracht im Kreise solcher Menschen, die mit dem Golde alles möglich machen, und — er wünschte fast, er wäre ein Sohn solcher reicher Eltern, im nächsten Augenblick aber schon schämte er sich des Gedankens.

Asa tröstete sich endlich im Blick auf die Zukunft damit, daß er noch jung sei, daß all die reichen Herren auch einmal verlangend von unten nach oben geschaut und daß ihm, wenn das Glück ihm nur hold bliebe, endlich auch gelingen müßte, obenauf zu sein. Wie —? das war freilich noch eine Frage der Zeit; denn das ganze Unternehmen in Rapp City war doch noch sehr ungewiß. Was konnte nicht alles noch eintreten, um seine Pläne zunichte zu machen? Aber — er war fest entschlossen, das Gold — und damit das Glück zu er=

jagen. — Mit diesem Gedanken beruhigte Asa sich und schnaubend trug das Dampfroß ihn weiter seiner westlichen Heimat und seinem Wirkungskreise zu.

Zehntes Kapitel.

Wenn Asa unterdessen seinen alten Freund Schaaf, von dem wir schon lange nichts mehr gehört haben, hätte sehen können! Doch ehe wir weiter berichten, müssen wir etwas zurückgreifen.

Der alte Schaaf und Asa waren stets gute Freunde geblieben; ebenso war das Verhältnis des ersteren dem Dr. Rapp gegenüber stets ein gutes gewesen. Schaaf war bedeutend älter als der Doktor. Er konnte bei seiner Gebrechlichkeit, nach menschlichem Dafürhalten, nicht mehr lange leben. Das fühlte er selbst. Drum war er sehr besorgt, nicht allein um seine Leibeswohlfahrt, sondern auch um seine — Nachlassenschaft! Ja, hatte Schaaf denn etwas, das andere hätten erben können?

Schaaf ging damals, wie er es ja öfters that, zum Dr. Rapp. Dies war natürlich lange, ehe der große Umschwung in Rapp City stattfand. Heute verband er damit aber eine ganz eigene Mission.

Dr. Rapp begrüßte ihn freundlich, fragte nicht weiter nach seinem Begehr, da Schaaf sonst nur kam, um sich über die neusten politischen Nachrichten, besonders europäische, zu unterhalten. Denn manchmal verlangte ihn doch etwas aus der alten Heimat zu hören. Dr. Rapp fing denn auch bald an und sagte:

„Na, alter Freund, seit Sie zuletzt hier waren, hat

sich die politische Lage Europas noch nicht geändert. Doch, ich glaube, es gibt Krieg. Der alte Kaiser Wilhelm, na, sagen wir besser Bismarck, wird den Rothosen bald zeigen, wo Barthel den Most holt."

In dieser Weise redete der Doktor noch eine Weile und ließ die drohenden Kriegswolken am politischen Himmel vor dem Geistesauge des alten Schaaf vorüberziehen. Aber merkwürdigerweise ließ das alles den alten Mann kalt. Darum hörte der Sprecher ganz plötzlich auf und fragte:

„Warum denn so still? Interessiert Sie denn das heute gar nicht?"

„O ja, aber Herr Doktor —"

„Nann, Sie sind doch nicht krank?"

„Nein, nicht gerade, aber ich werde — alt."

„Freilich — so ein Springinsfeld sind Sie nicht mehr, wie z. B. Asa."

„Ja, der Asa! Wenn ich noch so könnte, wie er. Sehen Sie, Doktor, der wird schon werden. Aber, ich wollte Ihnen —"

„Um Gotteswillen, was wollten Sie denn?"

Nun zog der alte Mann zitternd aus seiner Brusttasche ein versiegeltes Couvert hervor, auf welchem nur der Name „Asa" stand, und gab es Dr. Rapp mit der Bitte, es einmal dem Asa einzuhändigen, wenn er gestorben sei.

Gewiß, das wollte der Doktor recht gerne thun. Er nahm das Couvert, ohne weiter zu fragen, was es sei, und verschloß es in der Schublade seines Pultes. Niemand sollte darum wissen.

Damit war die Unterredung zu Ende, der alte Schaaf zog sich etwas hastig zurück und marschierte

ruhiger, als er gekommen, über die Berge nach Hause.

Das war vor etwa fünf Jahren. Welche Veränderungen waren seitdem eingetreten! Was war aus den paar Häusern geworden? Rapp City! Was aus Asa? — Und der alte Schaaf lebte immer noch. Wie alt er war — das hatte nie jemand in Erfahrung gebracht. Aber so elend und gebrechlich er war, so machte er dennoch fast täglich seinen geheimen Gang in die Goldhöhle.

Ja, wenn Asa ihn heute hätte sehen können! Niemand wußte etwas um seine geheimen Gänge, auch Asa nicht. Heute wankte er abermals den Weg zur Höhle. Er hatte sich im Laufe der Zeit mehrere Fußwege dorthin genau gemerkt. Er benutzte abwechselnd einmal diesen und dann wieder jenen, um ja nicht einen festzutreten, der dann hätte für jemand die Spur zur Höhle werden können.

Es ward ihm unendlich sauer heute, noch dazu bei dem tiefen Schneefall — da war er fast blind. Aber, es trieb ihn vorwärts. Keuchend, weit vornübergebeugt, mit weißem, wallendem Haar und Bart, gab das kleine, dürre Männchen eine ganz jammervolle Erscheinung ab.

Endlich war das Ziel erreicht. Bald war er drunten in der Höhle. Merkwürdig — nachdem er seine Thranlampe angezündet und tief gebückt bis zu einem gewissen Orte hinkam, wo er seine Arbeitskleider anlegte — war der Alte wie umgewandelt. Sein Alter schien ihn nicht mehr zu drücken. Von Steifheit und Unbeholfenheit keine Spur mehr. Hier unten in der Erde mußte etwas sein, das ihn mit einer wunderbaren Kraft ausrüstete.

Nun ging's vorwärts mit der brennenden Thranlampe und unheimlich flackerte der Lichtschein an den nassen, tropfenden Wänden hin und her. Es war, als hätte dieses Flackern auch seine Augen ergriffen, sie schienen in einem fremden Feuer zu glänzen. Aufrecht konnte er, so klein er war, doch nicht gehen, darum kroch er, wie er es stets gethan, auf Händen und Füßen weiter. Er kannte jede Erhöhung wie jede Vertiefung, jeden Stein, jede Krümmung und Wendung, dennoch hatte er seine Stationen, wo er regelmäßig anhielt. So that er auch jetzt, zündete eine weitere Thranlampe an und stellte sie in einen kleinen Vorsprung. Nach einer Weile dasselbe Manöver. Auf diese Weise beleuchtete er seinen langen Weg durch die ganze Höhle. Auf dem Rückwege wurden die Lichter wieder ausgelöscht.

Ach, jetzt hörte er das Rauschen des Stromes! Immer enger und finsterer wurde der Weg, auf dem er langsam weiterkroch. So, endlich hob sich die Wand, er richtete sich auf, er konnte wieder aufrecht gehen. Das war eine Wohlthat für seinen alten Rücken. Immer deutlicher wurde jetzt das Rauschen des unterirdischen Stromes, der, wie es schien, sich durch die ganze Länge der Höhle hinzog, und an dem anderen Ende derselben sich in eine Vertiefung ergoß und verschwand. Nun stand der Alte an dem Strome und betrachtete, wie immer, die kleine weiße Schaumwelle. Schaaf hatte nie untersucht, wodurch diese verursacht wurde. Es war ihm genug, daß sie da war, denn unmittelbar hinter derselben stürzte der Strom in die Tiefe. Gerade hier, wo das Wasser hinunterstürzte, hatte Schaaf seinen Schatz gefunden. Gerade hinter der sprudelnden Schaumwelle hatte er sein Fangnetz

angebracht, welches aus dem feinsten Draht verfertigt war, hinter welchem er aber noch ein Leinentuch aufgespannt hatte. Mit der alten Gier ließ er sich nieder auf die Knie, um seinen Fang zu bewundern. O, er war zufrieden. Heiser, fast unnatürlich krächzend, daß es in der Höhle unmenschlich klang, rief er:

„I, wie die Körnchen blitzen, glänzender Fang! Guter Fang!“ Nun nahm er das Tuch und besah mit lüsternem Blick und betastete mit seinen knochigen Fingern den feinen Goldstaub.

„Ach, alles für Asa! Verflucht — und er ahnt es nicht einmal!“

Jetzt wurde das Tuch an einem kleinem Holzfeuer, welches er schnell in Brand hatte, mit großer Umsicht getrocknet, dann wurden die Goldkörnchen sorgfältig herausgelesen und in den Ledersack gethan. Das ging alles so schnell, daß man es dem alten Manne wohl kaum zugetraut hätte, doch — wie gesagt: dort unten schien er von einer unheimlichen Kraft beseelt zu sein. Nachdem er das Tuch wieder aufgespannt, setzte er sich so an das schon verlöschende Feuer, daß er dem Wasserstrudel zusehen konnte, wie er aufs neue Goldstaub heranspülte. Der Feuerschein schien seine Augen zu entzünden, trotzdem wurde er nicht müde, dem Wasserspiele zuzuschauen, das ihm nun schon die vielen Jahre Gold zugespült hatte. Den Goldstaub hatte er dann durch einen Agenten in der Stadt W. für blanke Goldmünzen einwechseln lassen.

Schwach erglühten nun die letzten Flämmchen des Feuers, — jetzt waren's nur noch glimmende Kohlen, welche der Greis unverwandt mit geisterhaft funkelnden Augen ansah. Er war offenbar tief in Gedanken ver-

sunken. Sein Gesicht veränderte sich allmählich, seine Augen stierten gläsern, seine Schultern fielen zusammen, kurz er saß da geknickt und gebrochen.

Doch nur kurze Zeit blieb er in dieser Stellung, da raffte er sich wieder auf, und fürchterlich war es, als er seine Hände in die Höhe warf und ausrief:

„Asa soll es sein! Verflucht — das Gold!“

Nun sprang er auf und wieder hatte die eigenartige Behendigkeit sich seiner bemächtigt. Er griff nach der Thranlampe und sprang mit katzenartiger Geschwindigkeit über den Strom. Rasch lief er zurück, bis er sich wieder ducken mußte, dann kroch er weiter auf den Knien. Bald hielt er inne, setzte die Lampe auf einen Stein, warf aufs neue seine dürren Arme in die Höhe und schrie wie ein Wahnsinniger:

„Äh, ich kann's ja doch nicht behalten. Lebe vielleicht morgen nicht mehr. Asa soll's haben, ich schwör's, — mein Gott, mein Gott! Verfluchtes Gold!“

Nun barg er sein runzeliges Angesicht in seinen knochigen Fingern und ächzend rief er:

„Ich kann nicht mehr. Aber nur noch einmal, — noch einmal meinen Schatz sehen! O, wie ist mir so bang. Wie brennen die Schmerzen in der Seite — die Kräfte verlassen mich — noch einmal hin zur Steinnische, zum Becken, zur Felsenrippe!“

In der Ferne murmelte der Strom, die glimmenden Kohlen waren am Erlöschen, die Thranlampen flackerten wie vom Geisteshauch berührt, Fledermäuse durchschwirrten den dumpfen Höhlenraum, das Echo ertönte aus allen Richtungen wieder: Steinnische, Becken, Felsenrippe!

Unter unsäglichen Anstrengungen schleppte er sich

weiter, bis er endlich an die bezeichneten Orte kam. Da lagen seine Reichtümer — in Haufen! Wie sinnlos fiel er darüber her und stöhnte:

„Verwünschtes Gold, verfluchtes; ah, äh, äh — verflucht! Unglück im Glück, Unglück im Golde! Asa weiß es nicht. Nein, weiß es nicht. Ist noch unschuldig. Versteht es nicht! Mein Gott, — mein Gott, — verfluchtes Gold!"

Während er so in Verzweiflung redete, wühlte er in den Säcken und ließ die Rollen durch seine knochigen Finger gleiten, wieder und immer wieder, zwischen hinein heiser lachend, dann stöhnend und seufzend, dann die Hände empor an die naßkalte Steinwand klammernd.

Endlich schien der Sturm in seinem Innern ausgetobt zu haben. Wie eine Katze schlich er sich nun fort. Er mußte natürlich den ganzen weiten Weg durch die Höhle wieder zurück. Alle zehn bis fünfzehn Schritte hielt er inne. Der alte Schaaf war ungeheuer ermattet, er fühlte sich schwach und elend. Würde er den alten Leib wohl noch weiterschleppen können? War da noch nicht der Strom? So, da rauschte er, jetzt ist er da.

Das Feuer auf der andern Seite ist aus, die Thranlampe gibt nur noch spärlich Licht. Der Alte rastet düsteren Blickes, ihm ist's, als habe der Strom seinem Leben ein Ziel gesetzt. Allein der Gedanke ans Ende belebt ihn und er setzt hinüber. Doch nun ist auch seine Kraft zu Ende, er fällt erschöpft zu Boden. Mit Schaudern haucht er vor sich hin:

„Nur nicht hier in der Höhle sterben. Sterben muß ich ja; aber nur nicht hier. Hinaus aus der Finsternis! Ich hab ihm alles übergeben, der Dr. Rapp hat's Papier. Es ist bald aus. Hinaus, hinaus!"

Schaaf kam auch hinaus. Es dunkelte bereits. Hatte er sich länger als sonst aufgehalten? Jedenfalls. Mit Müh und Not kam er die Strickleiter hinauf, die er — wie immer — an ihrem Orte verbarg.

O, wie hatte es geschneit! Bitter kalt war es geworden. Schaaf hatte noch den Weg zur Hütte zu machen. Er kam auch hin. Aber wie und in welcher Verfassung! Das letzte Ende kroch er auf Händen und Füßen. Ein namenloser Schmerz in der Lungengegend, sowie schwere Atemnot hinderte ihn am Gehen. Es war nur gut, daß ein Knecht, der drunten in der Mühle angestellt war, des Weges kam und den alten Mann traf. Der half ihm in die Hütte hinein.

Schaaf legte sich stöhnend auf sein jämmerliches Lager und bat den Mann, so schnell er könne den alten Dr. Rapp kommen zu lassen.

Elftes Kapitel.

Als Dr. Rapp die Nachricht erhielt, so schnell wie möglich zum alten Schaaf zu kommen, sagte er sich: dann ist große Gefahr vorhanden, sonst würde der Alte mich nicht rufen lassen, zumal nicht in solcher Winternacht.

In aller Eile machte er sich fertig. Sein Pferd, das ihm so viele Jahre treu gedient hatte, stand bald gesattelt vor seiner Thüre. Weil Dr. Rapp nicht mehr praktizierte, so mußte es ihm auffallen, daß Schaaf ihn verlange. Und er dachte an das Couvert, welches dieser ihm vor Jahren für Asa gegeben hatte. Sollte er es mitnehmen? — Kurz entschlossen griff er zum Schlüs-

sel, schloß das geheime Fach auf und nahm das schon etwas vergilbte Papier an sich. Dann warf er sich auf sein Pferd und ritt, trotz des tiefen Schnees, in scharfem Trabe der Hütte auf dem Berge zu.

Schaaf hatte sich unterdessen auf seinem Lager gewunden wie ein sterbender Wurm. Eine akute Lungenentzündung hatte eingesetzt, und bei jedem kurzen Atemzuge schrie und stöhnte er auf. Zudem litt der alte Mann schon jahrelang an einer schleichenden Nierenkrankheit, dazu kam sein hohes Alter, seine große körperliche Gebrechlichkeit, welches alles andeutete, daß es vielleicht nur etlicher Stunden bedürfe, um den letzten Rest seiner Kräfte zu zerstören.

Eben krabbelte er beim trüben Schein der Lampe herunter von seinem Bette, er wußte selber nicht warum. Das war ein fürchterlicher Anblick. Aber kaum unten angelangt, wurde er derart von Schmerzen gefoltert, daß er sofort Anstalten traf, wieder aufs Lager zu gelangen. Dieses war ja nur niedrig, er grub seine dünnen, knochigen Finger in die schmutzige Bettdecke und zog und zerrte daran — vergebens, er konnte seine Absicht nicht ausführen. In seiner Hilflosigkeit blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Haupt auf den Bettrand zu legen. Und nun jammerte er zum Erbarmen. Dann und wann murmelte er etwas, meist unverständlich, unzusammenhängend. Er redete vom „Tod, der auf ihn lauere", von „Asa und Glück und Unglück", vom „Gold", das er gleich darauf verfluchte.

So verrann eine geraume Zeit, in der er je und dann versuchte, wieder aufs Lager zu kommen — umsonst. Schon meinte er, in dieser jämmerlichen Lage sterben zu müssen, da — was war das? Schaaf schreckte

zusammen. Dr. Rapp war eingetreten, da er auf sein Klopfen keine Antwort erhalten hatte. Dieser hatte auch sofort die ganze Lage richtig erkannt. Schnell eilte er herzu, griff den sterbenden Mann und legte ihn auf sein Bett.

„Ah, Doktor — Sie sind es?“

„Ja, ich will Ihnen helfen, kommen Sie.“

„Mir ist nicht mehr zu helfen,“ hauchte der Alte.

„Na, Sie sterben noch nicht. So, nun liegen Sie ruhig. Wie kommen Sie denn in diese Lage?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, redete der Doktor weiter:

„Sie sind gewiß unvorsichtig gewesen. Wünschen Sie etwas Wasser? Ja? Nun hier,“ er hatte schnell ein paar Tropfen präpariert, „hier, trinken Sie erst mal dieses.“

Mit Mühe brachte der Kranke es hinunter.

„Haben Sie etwas Branntwein im Hause?“ fragte Dr. Rapp, und ehe noch der Alte antworten konnte, hatte er schon die Flasche auf dem Regal hinterm Ofen entdeckt. Er gab ihm davon einen ordentlichen Schluck. Der wirkte wie ein Peitschenhieb; in Kürze fühlte der Kranke sich wohler, seine Lebensgeister wurden angefacht und er fing an zu reden:

„Doktor — noch das Convert?“

„Ja, ich hab’s noch. Wollen Sie es haben?“

Schaaf schloß die Augen und machte mit der welken Linken eine abwehrende Bewegung, während er sagte:

„Asa geben — sonst nichts.“

Nachdem der Doktor ihn wohl so fünfzehn bis zwanzig Minuten beobachtet hatte, war es ihm klar, Schaaf müsse noch diese Nacht sterben. Darum versuchte er auch keine weiteren Heilmittel mehr, sondern gab ihm nur

noch ein paar Tropfen, um ihm die großen Schmerzen zu lindern, welches auch bald gelang.

Etwas ruhig geworden, schlug der Kranke seine großen blauen Augen auf — o, wie waren sie so trüb und fast glanzlos geworden. Mit denselben sah er den Doktor unverwandt an. So fürchterlich der Blick auch war, Dr. Rapp hielt ihn ruhig aus. Es herrschte lautlose Stille im Gemache. Schaaf brach die Stille, indem er hauchte:

„Ist Asa zurück?"

„Nein, noch nicht."

„Wann kommt er?"

„Ich weiß es nicht."

„O, Doktor — Asa kommt — ehe ich sterbe — fühl's."

Wieder war's stille. Der Sturmwind, der im Walde heulte, peitschte den Schnee an die Hütte und knisternd flog er ans Fenster. Jetzt kam ein solch gewaltiger Stoß, daß es fast klang, als stampfe jemand draußen vor der Thüre. Wieder sah der alte Schaaf den Doktor mit den stierenden, angstvollen Augen an, fragend:

„Ist das — Asa?"

„Nein, mein Lieber, das war nur ein Windstoß."

„Asa — nicht mehr ferne — er kommt, fühl's."

„Mag sein. Möchten Sie ihn noch gerne sehen?"

„Ja, sehen — Asa. Muß 'n sehn."

Wieder lag er totenstill auf seinem Lager, nur ein leises Zucken der Glieder war an ihm bemerkbar. Dr. Rapp stand auf und wollte ihm noch einen Schluck Branntwein geben, aber es war dem Kranken unmöglich, den brennenden Trank hinunterzubringen.

Da, hörte es sich nicht an, als ob ein Reiter in voller Carriere daherkäme? Mit einem gedämpften „ho" und

einem Ruck der Zügel brachte der Reiter das Pferd zum Stehen. Schneller, als es sich erzählen läßt, war Asa eingetreten und stand nun hinter des Doktors Stuhl.

„Ich hab's gefühlt, Asa, daß du kommen würdest, ehe ich sterbe. Wußt es in — der Höhle — bei der Steinnische. — Asa, ich bin nicht krank — nur müde —."

Das hatte er nun schon öfter gesagt, und manches andere, ein Beweis, daß er zeitweilig phantasierte.

„War so hungrig — nach Gold. Ach, nimm sie mir weg, die Geldsäcke, — die Rollen, fort, fort, sie thun mir weh! — Nein, Narr — ich bin ein Narr. Nein, her damit, her damit! Asa soll's holen! Aber — 's ist verfluchtes Gold —."

So redete er irre, bis er in Schlummer fiel. Stumm sahen und hörten die beiden Männer dem Sterbenden zu. Der Schlummer dauerte nicht lange und erwacht richtete der Alte seine Augen, die immer schrecklicher anzusehen waren, auf Asa. Er hatte offenbar einen klaren Moment. Da Asa das merkte, daß Schaaf ihn erkenne, sprach er schnell:

„Was kann ich für Sie thun?"

„Asa," und ein unerklärlicher Glanz flog über des Sterbenden Antlitz. War's Freude oder Schmerz, Liebe oder Enttäuschung, Hoffnung oder Verzweiflung? Wohl alles dieses. Dann wandte er sich schnell an Dr. Rapp und sagte kaum hörbar:

„Doktor — noch's Couvert? Der Doktor nickte.

„Asa geben, wenn ich tot bin. Dann laßt mich in der Hütte liegen, legt Feuer an selbige, damit es meine alten Knochen verzehre, wie mich die Gier nach Gold. — Die Asche der Hütte und meines elenden Leibes kratzt

zusammen, macht ein Loch — hinein damit. Darauf werft einen schweren Felsblock und schreibt darauf:

„Der alte Schaaf.“

„U m s o n st u m s G e l d.“

Furchtbar war es, ihm zuzuhören, wie er stoßweise Wort um Wort hervorbrachte; denn das Ende war nahe. Lautlos standen die zwei Männer am Bette. Jetzt faltete der alte Doktor die Hände und sprach mit feierlich gedämpfter Stimme ein Gebet. Es war ihm weniger darum zu thun, daß Schaaf es höre, als daß er dessen Seele in einer Fürbitte dem treuen Gott empfehle. Als er geendet hatte mit den Worten: „O treuer, himmlischer Vater, in deine Gnadenhände befehlen wir seine Seele; erhöre uns um Jesu willen, Amen!“ — da verzerrten sich die Züge des Sterbenden, sein brechend Auge war in große Unruhe geraten, und es war der Hohn noch aus seinen Flüsterworten herauszuhören:

„In Gottes Hände, um Jesu willen! — Ach, was kann er gegen's Gold? — Meine Seele — Ums Gold — verflucht, — verloren!“ —

Langsam erstarb seine schreckliche Rede. Sein Atmen kam und ging immer leiser. Langsam hob und senkte sich die Brust, seine unruhigen, knochigen Finger zuckten und suchten auf der Bettdecke. Nun trat vollständige Stille ein. War's aus?

Aschfahl und eingefallen war sein kleines Gesicht, tief eingesunken die Augen, deren Lider leise bebten, wie ein Blatt, das vom zarten Windhauche erzittert. Noch einmal öffnete er matt die Augen und flüsterte: „Verfluchtes Gold!“ — Dann ein ruckender Atemzug und — das Leben des alten Schaaf war entflohen.

Zwölftes Kapitel.

Der alte Schaaf war nun tot, und der Sturmwind des Waldes blies einen schauerlichen Trauermarsch. Aber stille war es in der Hütte.

Dr. Rapp sagte nur: „Gott sei seiner Seele gnädig." Damit nahm er seinen Mantel und Hut, schritt auf die Thüre zu und sagte:

„Ich werde nun nach Hause reiten, begleitest du mich, oder willst du vielleicht noch hier bleiben?"

Wie aus tiefem Sinnen gerissen, antwortete Asa:

„Ja, ich denke, ich bleibe noch hier."

„Gut denn. — Ja so, nun will ich dir aber auch das Couvert geben." Damit griff er in seine innere Rocktasche und holte dasselbe hervor.

„Ich steckte es zu Hause ein, obschon ich nicht wußte, daß du hier sein würdest. Ich nahm aber an, da ich so stürmisch verlangt wurde, daß der alte Schaaf irgend derartiges habe regeln wollen. Nun, es bedarf ja keiner Worte mehr; hier!"

Asa nahm das versiegelte Couvert mit einem „Danke" entgegen, worauf sich der Doktor verabschiedete.

Asa war allein mit dem Toten. Welch ein Kontrast zwischen der großen Gesellschaft in New York, wo man scheinbar den Tod durchs Gold verbannen kann, und der traurigen Hütte hier draußen in den Bergen Missouris? Wie kam Asa sich doch so erbärmlich klein, ja winzig vor!

Dort lag das Opfer des Todes. Seit seiner Mutter Tod hatte er keinen Menschen mehr gesehen, dessen Sterben ihn so berührt hätte. Es war ganz begreiflich, daß er an jenes einsame Grab, mit Reisern bedeckt, dachte,

welches irgendwo in Ohio, er wußte nicht wo, lag. — Und wie so anders das Sterben. Die Mutter hatte von der „goldnen Stadt“ geredet, Schaaf aber starb mit den Worten: „Verfluchtes Gold.“

Asa schaute etwas ergriffen auf das Totenlager, es regte sich nichts. Asa spürte Hunger und Durst. Das Feuer im Ofen war fast aus. Er stand auf, um es zu schüren. Das verursachte Lärm und ängstlich hielt er inne; über den kleinen, rotverbrannten Ofen gebeugt, das Schüreisen in der Hand, spähte er gespannt hinüber zum Toten. Es regte sich nichts, der Alte war wirklich tot.

Nun feuerte Asa ein. Dann suchte er nach Kaffeekanne, Brot und Butter, auch fand er etwas Schinken, und oben auf dem Regal die Flasche mit Branntwein. Asa trank sonst nie Branntwein, aber nun nahm er die Flasche ohne Bedenken und trank.

Das Wasser im kleinen Kessel fing schon an zu summen, bald konnte Asa eine heiße Tasse Kaffee trinken. Dieser hatte sich wieder gesetzt. Der Branntwein gab ihm etwas Mut; denn der Tod des Alten hatte ihn doch sehr heruntergestimmt. Aber was wollte er denn eigentlich hier? Nun, hier bleiben, hatte er Dr. Rapp gesagt. Er hatte keine bestimmte Absicht dabei im Auge gehabt.

Nun goß er Kaffee auf, wie duftete das so lieblich. Armer Schaaf, da lag er auf dem Lager — wieder schaute Asa hin, indem er die Kanne in der Hand behielt. Wie manchmal hatte er mit ihm hier eine Tasse Kaffee getrunken, sogar noch kurz ehe er nach New York abreiste. Damals hatte der Alte sich vergnügt die Finger gerieben, als er von der beabsichtigten Reise hörte. Er hatte ihm Glück gewünscht und gesagt:

„Asa, da wirst du sehen, was man für Geld haben kann, was das Gold ist. Gut, daß du gehst.“

Dann plötzlich war der Alte vom Stuhle aufgestanden, hatte seine Tasse hingesetzt, über sein Gesicht hatte sich eine dunkle Wolke gelagert und sich auf seine Truhe setzend, brummte er halblaut vor sich hin: „Verfluchtes Gold — Asa.“

Aber dieser hatte es nicht gewagt, den Alten um eine Aufklärung anzugehen. Das fiel ihm nun wieder ein, und er konnte es nicht unterlassen, wieder nach dem Totenlager zu schauen, ob sich nicht doch etwas rege. Hätten nicht des Alten einfache Kleider schlotterig über dem Stuhle am Kopfende des Bettes gehangen, wahrlich, Asa hätte es kaum glauben können, daß er wirklich tot sei.— Es schauderte ihn.

Tod? Über den Fürst der Schrecken hatte Asa noch wenig nachgedacht. Heute aber hatte er es erfahren: wenn der Todesengel seine Fittige schlägt, dann verstummt das Gelächter der Welt und die Sichersten müssen zitternd fragen: Woher, du Fürst der Schatten? und wohin willst du uns führen? Er hatte es empfunden, daß wenn der Tod mit unsichtbarer Hand ein Herze bricht, derjenige, der diesem rätselhaften Vorgange zusieht, mit einer Macht in Berührung gebracht wird, die letztendlich göttlich sein muß. Ja, göttlich. Asa ließ sich willig durch die Macht der Logik zu Gott hinführen, von dem der große Gottesmann sagt: „Herr, du lässest die Menschen sterben.“

Aber Asa fand nun auch die andere Seite des Todes, und fast wäre er in die materialistische Anschauung hineingeraten und hätte gesagt: Sterben ist natürlich. Doch dann schaute er wieder hin auf den Toten und

meinte: Nein, das Sterben ist etwas Unnatürliches, es ist der Sünde Sold. Es ist darum auch mehr, als nur das Ablaufen unserer Lebensuhr. Es ist vielmehr das Richtigstellen derselben; wie sie am Lebensabend gestellt ist, so — tickt sie fort in Ewigkeit.

Der Sturm draußen nahm noch zu. Die alten Eichen im Walde knarrten. Der Schnee wurde stellenweise bergeshoch zusammengeweht. Auf dem Ofen brodelte der Kaffee langsam weiter. Hatte Asa ihn vergessen? Mechanisch griff er nun doch nach Kanne und Tasse, schenkte ein, belegte sich ein Butterbrot mit Schinken und aß. Befriedigt, schob er dann alles an die Seite. Aber der Ewigkeitsgedanken konnte er sich nicht entschlagen.

Nun rief Asa sich all die Einzelheiten des Todeskampfes des Alten ins Gedächtnis, und dabei fiel ihm jetzt auch auf, daß der Verstorbene wohl ein Geheimnis mit hinübergenommen habe. Warum habe er denn immer von „Gold" — „Höhle" — „Ledersäcken" — „Asa soll's haben" — und dergleichen geredet?

O, fast hätte er das Couvert vergessen, das der Dr. Rapp ihm gegeben. Er fand es nicht in seinen Taschen. Wo war es? Was mochte es enthalten? Nun nahm nur noch das Couvert, das er jetzt eifrig suchte, seine Gedanken in Anspruch. Bei dem trüben Lampenschein war's kein Wunder, daß er es nicht gleich fand. Er hatte es, während er den Ofen schürte, ohne es zu merken, fallen lassen. Schließlich entdeckte er es unter dem Ofen.

Aufmerksam betrachtete er das Couvert. Es mußte schon lange versiegelt gewesen sein; denn es war schon etwas vergilbt. Er erinnerte sich, daß Schaaf den Dr. Rapp gefragt, ob er noch das Couvert habe. Also, der

Doktor mußte es in Verwahrung gehabt haben. Das fiel ihm auf. Das ließ ihn vermuten, daß es ein wichtiges Papier enthalten müsse.

Gut, er wollte es öffnen; er setzte sich zu dem Zwecke an den Tisch, auf dem die Thranlampe ihr kümmerliches Licht verbreitete. In dem Convert lag nur ein kleines Streifchen Papier, darauf die wenigen Worte standen:

„Geh zur Höhle, links von der Hütte zum Thal. Durch die Höhle zum Strom. Über den Strom zur Steinnische, — zum Becken, — zur Felsenrippe! Alles dein! Schaaf."

Ja, was sollte denn das bedeuten? Die Sprache war rätselhaft, unverständlich. Hätte der alte Schaaf sich nicht deutlicher ausdrücken können? Asa warf einen hastigen Blick auf das Totenlager und meinte, Schaaf müsse reden. Allein — dieser blieb stumm.

Was nun? Das Schreiben war wohl Schaafs schwache Seite gewesen. Asa entsann sich nicht, je etwas Geschriebenes von ihm gesehen zu haben. Jetzt betrachtete er das Papier noch einmal genau. „Geh zur Höhle." Was wußte Asa von einer Höhle? Jedenfalls mußte es wohl eine solche geben. Wo aber war sie zu finden? „Links von der Hütte zum Thale." So las Asa langsam und bedächtig, nicht einmal, sondern des öfteren. Schließlich interessierte ihn die Sache, sein Geist ward immer reger. Bei dem letzten Satz: „Alles dein" fragte er sich natürlich, was das „Alles" wohl sein könne. Er gedachte daran, daß Schaaf so oft von Gold geredet habe.

Sollte Gold sein Erbteil sein? Hatte Schaaf denn Gold besessen? War Schaaf reich gewesen? — War er selber arm? Reich war Asa gerade nicht. Er besaß

zwar viel Grundeigentum in Rapp City, auch war er Teilhaber verschiedener Unternehmungen daselbst; aber würde das ihm je einen Nutzen bringen? Geldmittel hatte er augenblicklich keine an Hand, und er wollte doch reich werden. Öffnete sich ihm nun hier ein goldnes Thor, die Pforte der goldnen Stadt? Und noch dazu in einer dunklen Höhle?

Asa hatte lange traumverloren auf der alten Truhe gesessen. Endlich forderte die Natur auch von ihm ihr Recht. Allmählich fiel sein Kopf an die Wand. Er war eingenickt, das kleine Papierchen fest in der Hand haltend.

Es war einige Stunden nach Mitternacht. Der Sturm draußen hatte ausgetobt, der dunkle Himmel sich aufgeklärt, der Mond und seine Gesellen, die Sterne, glänzten am Firmamente. Asa Kahabka aber, in dessen Seele ein Dämon eingezogen war, lag noch immer in einem totenähnlichen Schlafe auf der Truhe dort in der einsamen Schaafschen Hütte.

Dreizehntes Kapitel.

Es war vier Tage nach Schaafs Tod. Der strengen Kälte war schon wieder ein milderes Wetter gefolgt. Heute taute es, so daß das Schneewasser in Strömen ins Thal hinunter floß.

Der alte Schaaf war begraben worden, nicht verbrannt, wie er es gewollt. Dr. Rapp und Asa — beiden wäre das unmöglich gewesen. In seinem Garten in einer Ecke zeigte ein Hügel frisch aufgeworfener Erde die Ruhekammer des alten Sonderlings. Die Hütte blieb

stehen, blieb, wie sie war. Asa eignete sie sich an, wie er meinte, mit vollem Rechte. Er sagte Dr. Rapp davon, indem er ihm das Papier zeigte, welches der alte Herr langsam und aufmerksam durchlas, aber offenbar nicht verstand. Darum sagte er:

„Asa, du kannst ja thun, was du willst. Doch — auf dieses Papier hin Besitz ergreifen von der Hütte, die freilich keinen Wert hat? Ich könnte es nicht.“

Aber Asa blieb dabei, zugleich that es ihm leid, daß er dem Dr. Rapp das Papier überhaupt gezeigt hatte. Obschon er letzteren als seinen Pflegevater und auch als Mensch hoch achtete, so mied er ihn doch von nun an ein wenig, wie ein Kind, das sich nicht mehr ganz frei von Schuld weiß. Was hatte er verbrochen? Das wäre schwer zu sagen gewesen. War es vielleicht die Wirkung jener unvergeßlichen Nacht? War es sein heimlich Hangen an etwas, von dem Asa wußte, Dr. Rapp werde es nicht billigen?

An diesem vierten Tage nach Schaafs Tod dachte Asa, dürfe er es schon wagen, einmal hinüber nach den Bergen zu gehen, um — die Höhle zu suchen. Obschon es stellenweise recht schmutzig war, kam er doch bald mit seinem schnellen Pferde hin zum Hügel, auf dem die Hütte lag. Es war Anfangs März und der Winter schien Anstalten zur Abreise zu treffen. Darüber freute sich Asa sehr, denn ihm war der Winter schon viel zu lang geworden.

Im Frühling sollte auch drüben in Rapp City neues Leben blühen. Es war während der kalten Jahreszeit manches nicht nach Wunsch gegangen. Es waren deshalb auch schon unzufriedene Stimmen laut geworden, ganz besonders über die Eisenbahn. Diese hatte wohl

viele Menschen hergebracht, aber es fehlte noch die nötige Beschäftigung für alle. Die Kapitalisten von New York, die ihr Geld in Fabrikunternehmungen zu stecken versprochen hatten, ließen auf sich warten. Es war eben eine Geschäftsstockung eingetreten, welche zwar für viele unerwartet kam, aber von scharfsichtigen Leuten vorausgesehen war. — Nun, das alles wußte Asa recht wohl, aber er hoffte doch, daß es jetzt besser werden würde.

Unter solchen Betrachtungen stieg er bei der Hütte ab, brachte sein Pferd in den nahen Schuppen und begab sich hinein. Es lag und stand noch alles so, wie in der Nacht, da der alte Schaaf gestorben war.

Asa setzte sich an den kleinen Tisch und zog das Papier hervor. O, wie oft hatte er es gelesen und trotzdem — stets übte es eine geheimnisvolle Macht über ihn aus. Oft schon hatte er es zerreißen und wegwerfen wollen und ebenso oft zog es ihn wieder wie ein Magnet an. Immer klang es dann in seinem Innern: Hin zur Höhle! Wenn er nur wüßte, wo sie wäre!

Heute wollte er sich darüber Klarheit verschaffen. Wenn sie existierte, würde er sie gewiß finden. Also: „Geh zur Höhle, links von der Hütte zum Thale."

Schnell entschlossen schritt er hinaus. Er hatte ganz gewöhnliche Alltagskleider angelegt. Wenn ihn nun Stella, die feine New Yorkerin, gesehen hätte, würde sie ihn dann wohl weniger lieben? Gewiß nicht. Daß ihre Liebe rechter Art war, das sollte er später erfahren.

Er mußte jetzt aber doch an sie denken. Als er durch den öden Garten schritt, fragte er sich: was sie wohl zu

seinem Beginnen sagen würde, wenn sie darum wüßte? Aber es war keine Zeit mit Gedanken zu verlieren, er wollte den Pfad zur Höhle finden. Er bog nun links vom Garten ab — den Weg zum Thale einschlagend. Dieses kannte er recht wohl, es lag wenigstens anderthalb Meilen von der Hütte, aber von einer Höhle daselbst hatte er noch nie ewas gehört. Er suchte einen Pfad. Der Alte mußte doch immer einen bestimmten Pfad gegangen sein? Er untersuchte den Boden rechts und links; aber was er fand, war nicht die Spur eines Weges, sondern nur Gestrüpp, Baumstämme, von Sturm und Blitz gefällt — dichter Wald.

Sieh da, ist das, rechts von ihm, nicht ein Pfad? Asa windet sich durch. Richtig, es scheint ein Pfad zu sein, allein er sieht nicht aus, als seien Menschen darauf gegangen. Wie sollten auch hier genug Leute wandeln, um einen Pfad zu bahnen? Vielleicht ist es nur das Vieh, das hier seinen Weg zum Wasser hat. Er suchte nach Fußspuren; aber die waren vom Tauwetter verwischt worden. Es ließ sich nicht mit Bestimmtheit unterscheiden, ob sie von Mensch oder Tier herstammten. Dennoch beschloß er, diesen Pfad zu verfolgen.

Langsam vorwärts schreitend, je und dann inne haltend, als wenn er sich den zurückgelegten Weg gut merken wolle, oder als horche er auf irgend ein Geräusch, kam er immer tiefer ins Thal. Nun fiel es ihm auf, daß der Weg sich allmählich im Gebüsch verlor. Dagegen zeigte sich erst eine Wegspur rechts und dann wieder eine links davon. Was hatte das zu bedeuten? Er begriff es nicht. Sonst führte ein Pfad doch immer geradeaus. Nun war er wohl fünfzehn Minuten der einen Spur gefolgt, ohne das Ende derselben gefunden

zu haben. Hatte er vielleicht die verkehrte eingeschlagen? Oder lag hier ein schlauer Kniff des alten Schaaf zu Grunde? Es wollte ihm fast so vorkommen.

Asa bog nun wieder ab, um die andere Fährte aufzunehmen, wobei er jedoch die Weisung des Zettels im Auge behielt: „Links von der Hütte zum Thale.“

Bald verlor sich jegliche Spur. Und nun durchstreifte er den Wald, wie es eben am besten ging. Das Thal war erreicht. Es war nur schmal und drüben ging's schon wieder den Hügel hinauf. Er suchte das Thal ab, erst rechts — nichts zu finden. Dann zurück links hinauf. Nach einer Weile bemerkte er, daß das Thal sich erweitere.

Plötzlich stand er vor einem großen Loch. Wie vom Donner gerührt, spähte er etwa zwanzig Fuß tief hinunter. Sollte das etwa die Höhle sein? Unmöglich. Asa sah gar keinen Eingang. Er ging drum herum, bis er der Stelle gerade gegenüber sich befand, wo er zuerst das Loch entdeckt hatte. Da sah er denn auch bald den bogenförmigen Eingang.

O, wie sein Herz klopfte! Nie zuvor in seinem Leben war eine solch hochgradige Aufregung über ihn gekommen. Also da war der alte Schaaf immer hinunter. Doch wie? Es herrschte hier tiefer Schatten und trotz des Tauwetters lag noch der Schnee am Boden. Asa sah in demselben deutlich die Spuren menschlicher Füße! War's doch auch kaum vier Tage her, daß der Alte zum letztenmal hier gewesen war.

Doch wie war er hinunter gekommen? Asa stellte aufs neue seine Nachforschungen an. Bald fand er denn auch die Hickorypfähle, welche Spuren an sich trugen, die nur vom Reiben eines Strickes herrühren konnten.

Aha, dachte Asa, irgendwo muß der alte Schaaf den Strick verborgen haben. „Suchen — finden!“ raunte er sich aufmunternd zu.

Asa suchte, als ob sein Heil von dem Stricke abhinge. Dann plötzlich blieb er stehen und meinte, er könne ja selber, morgen etwa, einen Strick mitbringen. Da, er war schon drei- oder viermal daran vorüber gegangen, hinter jenem Felsblocke, an welchem ein alter morscher Baumstamm herangerollt lag, fand er das Gesuchte — eine starke, kunstgerecht hergestellte Strickleiter. Sofort legte er sie an die eingetriebenen Pfähle, und nun konnte er nicht schnell genug hinunter kommen. Bei den letzten Tritten, die er zu hastig machte, verfing sich sein Fuß und er stürzte hinab. Allein das kümmerte ihn wenig, auch die kleine Hautabschürfung achtete er nicht. Wie ein Besessener stürzte er auf den bogenförmigen Eingang zu, aber das war auch alles. Er blieb plötzlich wie gebannt stehen und wagte keinen Schritt weiter zu thun. Hu, wie dunkel war es da drinnen! Er zog das Papier aus der Tasche und da stand es: „Durch die Höhle zum Strom!“

Nein, heute wollte er nicht mehr in die Höhle. Er hatte ja auch kein Licht. — So machte er sich schleunigst auf den Heimweg, um morgen wieder an Ort und Stelle zu sein.

* * *

„Hu, hier drin soll der alte Schaaf gehaust haben? Kaum glaublich! Das ist ja ein gruseliges Loch.“

Es war Asa Kahabka, welcher diese Worte sprach, als er am nächsten Tage wieder unten vor dem Eingang stand. Er war kein Feigling, aber in das Dunkel des Erdreichs einzudringen, ohne einen zuverlässigen

Führer zu haben, schien ihm doch eine gewagte Sache. Allein der geheime Zauber des „Vermächtnisses“ gewann die Überhand — und Asa drang ein.

Es wäre überflüssig, wollten wir nun die Angst beschreiben, die er ausstand, als er auf Händen und Füßen weiterkrabbelte, besonders aber, als er schließlich das Rauschen des Stromes hörte. So etwas hatte er noch nie vernommen; es klang so ganz anders, als das Rauschen des ihm wohlbekannten Waldbachs. Er hielt seinen Atem an und horchte hinüber. Da war es ihm, als höre er den alten Schaaf mit seiner heiseren Stimme ihm zurufen: „Über den Strom zur Steinnische, zum Becken, zur Felsenrippe.“

Asa war noch nicht ganz beim Strom. So, nun konnte er sich aufrichten. Noch ein paar Schritte und — was sahen seine Augen! Die Fangnetze, darin die Goldkörnchen glitzerten, den Feuerplatz, die Nische, darin die Thranlampe stand. Schnell machte er mehr Licht. Wie das flackerte! Kopflos und wie im Fieber rannte er hin und her, ohne zu wissen, was er that.

Nein, Asa konnte es nicht fassen, was er hier entdeckt hatte. Da also hatte der alte Schaaf sein Gold gefunden! Ja, aber wo war es denn? Über den Strom zur Steinnische.“

Was, der alte Mann hatte seine Schätze dort hinüber getragen, dort im Dunkeln verborgen? Asa mußte aufs neue staunen. Wie war er nur hinüber gekommen? Es war nirgends eine Art Brücke zu sehen, und Asa wunderte sich, warum der Alte diese Vorrichtung nicht getroffen habe, wenn er überhaupt drüben seine Schätze verborgen habe. Aber Schaaf mußte wohl seine Gründe dafür gehabt haben.

Asa fand denn auch bald die Stelle, an der Schaaf den Übergang bewerkstelligt hatte; er konnte an den Steinen sehen, wie sie im Laufe der Jahre glatt geworden waren vom Ansetzen des Fußes, um im sicheren Sprunge hinüber zu kommen. Es war allerdings kein großer Sprung, aber immerhin ein Sprung, zumal für einen alten Mann.

Doch ehe Asa hinübersprang, untersuchte er den Strom noch genauer. Es war ihm aufgefallen, daß das Wasser plötzlich sich verlor, und richtig, er fand die Untiefe, gleich hinter den Fangnetzen, in welche der Strom sich ergoß. Es schauderte ihn ordentlich, als er dort am Rande der Untiefe sich vornüberbeugte. Wenn er hinunterstürzen würde? Der Gedanke erzeugte blitzartig eine ganze Reihe von anderen, die hundertmal schneller sein aufgeregtes Hirn durchkreuzten, als es dauert, sie hier anzudeuten. Asa sah wieder seiner Mutter Grab, mit Reisern bedeckt, er dachte an die goldne Stadt da drüben, wo sie war. Stella, der leuchtende Stern in seinem Leben, erschien vor seinem Geistesauge und merkwürdig — schmerzlich berührte ihn jetzt ihr Bild. Warum?

Asa sprang auf; denn nun wollte er zur Steinnische. Mit einem kühnen Satz war er über den kleinen Strom, der hinter ihm her zu lachen schien, denn der zweite Goldgierige war da. Würde dieser Satz nun ein Sprung ins Glück sein?

Bald hatte Asa die Steinnische gefunden, welche von Menschenhand nicht geschickter hätte ausgehauen werden können. Asa leuchtete hinein, und was sahen seine Augen. Lauter kleine Bündel und Säcke aus Lumpen und Leder! Er holte einen hervor, noch einen,

drei, vier, fünf — immer mehr. Sie enthielten Rollen, lauter Gold. Asa warf sich auf die Erde, zog seinen Rock ab, breitete ihn auf den Grund und schüttete einen Sack nach dem andern aus; ein Röllchen nach dem andern kam zum Vorschein. Ha, wie das blitzte und glänzte, trotz des matten Lichtes. Er wühlte förmlich in dem Golde, er ließ die Münzen klirrend durch seine Finger gleiten. Er lachte laut auf, er jauchzte, er schrie förmlich vor Freude. Da schlug das Echo an sein Ohr. Bestürzt hielt er inne. Von Wand zu Wand pflanzte sich der Widerhall fort. Das war großartig und zugleich schrecklich. Erst nach und nach kam Asa wieder zu sich; er gestand sich selbst, daß er sich fast wie ein Wahnsinniger benommen habe. Er packte nun alles wieder mit großer Sorgfalt zusammen. Ja, hatte er jetzt auch wirklich alles wieder in den Säcken? Ängstlich durchforschte er seinen Rock, suchte gierig auf der Erde — doch er fand nichts mehr. Alles wurde dann wieder hübsch an Ort und Stelle gelegt.

Nun weiter — zum Becken! Aber was war das? Asa blieb wie angewurzelt stehen. Eine eisige Kälte berührte ihn, seine Haare sträubten sich, blaß wie der Tod stand er da. Allein was er vernommen, war nur das Spiel seiner Einbildung, waren keine Fußtritte, war kein Klopfen und kein Flüstern von Menschenstimmen. Er schalt sich einen Narren — und schritt, obschon noch an allen Gliedern bebend, weiter.

Endlich fand er das Becken. Es war eine rundliche Vertiefung auf dem Felsengrunde, die fast aussah wie ein Waschbecken. Sollte da noch mehr Gold sein? Das Becken war mit Brettern überdeckt; nachdem er dieselben beseitigt, gewahrte er, daß dasselbe bis an den

Rand mit Rollen und Säckchen angefüllt war. Im ersten Augenblick meinte er zu träumen, dann aber warf er sich geradezu über das Becken hin und rief aus: „Alles dein, hat das Papier gesagt, alles dein!“

Nachdem er sich von seiner wahnsinnigen Freude einigermaßen erholt hatte, raunte er sich zu: „So, jetzt noch zur Felsenrippe!“

Ganz in der Nähe fand er sie. Wunderbar, wie ein Rippenbau war der Fels geformt, immer eine höher, als die andere, und von einer zur andern einen ausgehöhlten Raum lassend. Auch diese Räume waren anfüllt mit dem gelben Metall.

Nun war Asa nahe daran, ganz von Sinnen zu geraten, denn wie unsinnig riß er die Rollen aus ihrem Versteck und warf sie sich zu Füßen. Als ob er sie alle hätte entnehmen können! Immer mehr Säcke zog er hervor, war denn kein Ende da?

„O, Schaaf — du Narr! Hast dir nichts gegönnt mit all dem — —“

Er stockte, denn er meinte, durch seinen Ruf den Geist des Entschlafenen gestört zu haben, seine letzten Worte zu vernehmen: „Verfluchtes Gold!“

Tief betroffen hielt er mit dem Ausräumen der Schatzkammer inne, ja er fing sogar an, während er die Säcke und Rollen wieder in die Felsenrippe legte, sich darüber zu wundern, warum der Alte immer das Gold verflucht habe?

„Bah! Unsinn, ’s ist alles mein. Ich thue damit, was ich will. Ich bin ein reicher Mann. Ha, jetzt werde ich es den New Yorkern zeigen! Stella — oh, wenn du es wüßtest!“

Die Zeit war vorangeschritten. Asa mußte daran

denken, den Heimweg anzutreten. Also zurück! Den Schatz hatte er gefunden. Der Strom streute fortwährend Gold ins Fangnetz. Er wollte sein Geheimnis für sich behalten und n o ch m e h r G o l d m a ch e n.

Damit zog er sich zurück. Unterwegs fiel es ihm zum zweitenmal schwer aufs Herz, daß Dr. Rapp um das Papier wisse. Was machen?



V i e r z e h n t e s K a p i t e l.

In Rapp City schien alles vortrefflich sich anlassen zu wollen. Die Hoffnung der Leute in Bezug auf Aufschwung der Geschäfte im Frühjahr hatte Aussicht auf Verwirklichung. In der Fabrik wurde fleißig gearbeitet, wenn auch noch nicht auf volle Arbeitsstunden. Auch bemühte man sich, der Stadt so schnell wie möglich ein einigermaßen städtisches Aussehen zu geben. Asa war natürlich überall der leitende Geist. Er hatte Schritte gethan, um Rapp City zum Countysitz zu machen. Ein Erfolg in dieser Richtung konnte nicht ausbleiben,und es sollte dann ein den Verhältnissen entsprechendes Gerichts- und Gefängnisgebäude aufgeführt werden. Ein großer „Square" wurde in Rapp City angelegt. Hier sollten Volksfeste und Massenversammlungen abgehalten werden. Der Straßenbau wurde auch in Angriff genommen, das heißt, etliche Hauptstraßen wurden mit Steinen gepflastert. —

Eins aber schien zu versagen, das war der Bergbau. Kohlen und Erz sollten die nahen Berge in Menge enthalten, so hatten die weisen New Yorker Herren gesagt. Nun ja, beides war vorhanden, aber nicht

in der erhofften Masse und Güte. Man drang wohl immer tiefer in die Erde, es entstanden Schächte und Stollen; aber all die neuen Sprengstoffe und Maschinen, die diese mühsame Arbeit befördern und erleichtern sollten, brachten doch nicht zu Tage, was gewünscht wurde.

Die Kohlen waren nur von geringer Güte und konnten nur in Rapp City Verwendung finden. Zum Versenden waren sie nicht. Da gab's in Illinois, Ohio und Pennsylvanien Kohlen, welche die hier gewonnenen nicht auf dem Markt kommen ließen. Das war schade und brachte Mißstimmung.

Doch das hätte man schließlich noch verschmerzt. Es lag aber für den gedeihlichen Fortschritt von Rapp City etwas im Wege, das gerade das Glück bringen sollte, die Eisenbahn. Natürlich ahnten die gewöhnlichen Leute hiervon nichts, das wußten nur die eingeweihten. Hätten jene, seit der Sommer angebrochen war, Asa in seiner Office beobachten können, und hätten sie gewußt, was durch Briefwechsel und Depeschen zwischen Rapp City und New York vor sich ging, sie würden sich gewundert haben. Es wurde allerdings unter ihnen allerlei gemunkelt, doch über nichts konnten sie Gewißheit haben. Asa selbst hörte dies und jenes von ihnen, daß er sich bestürzt fragen mußte, woher solche Gerüchte wohl kommen könnten.

Darüber sollte er Aufklärung erhalten. Als er nämlich eines Tages, nach Vollendung seiner Officearbeit, seinen gewöhnlichen Gang durch den „Square" machte, begegnete ihm ganz unverhofft und wie aus den Wolken gefallen: Buckner Allen, Stellas Bruder. Ganz verblüfft sah ihn Asa auf sich zukommen.

„Nun," sagte Buckner freundlich, „das nenne ich Glück. Gerade wollte ich zu dir auf die Office und dich zu deinen riesigen Errungenschaften in Rapp City beglückwünschen. Mann, was bringst du nicht alles fertig! Ich wollte, ich — —"

„Das ist ja schön," fiel ihm Asa ins Wort, „daß du dich so für unser Nest begeisterst. Aber, seit wann bist du denn hier?"

„Bin gerade mit dem Zuge vor etwa zwei Stunden von St. Louis angekommen. Logiere drunten in dem Hotel Greiner. Höre, an einem ordentlichen Hotel fehlt's hier aber noch sehr. Mutter und Schwester wollen den Herbst hierher kommen, aber in so ein Hotel —! Sag, da gibt's ja noch nicht einmal einen ordentlichen „Hot Toddy" des Abends, und einen „Manhattan" vermisse ich des Morgens."

„Nun, Buckner, wie weißt du denn das, du bist ja noch keine Nacht hier gewesen?" Asa sagte dieses mit innerem Vergnügen und sah dabei seinen demnächstigen Schwager ein wenig von der Seite an.

„Wie ich das weiß? Ei, der Hotelwirt hat's mir gesagt. Das ist doch einfach."

Buckner hätte sich Fußtritte versetzen mögen, da er sah, daß er sich lächerlich gemacht hatte. So schlau er sonst war, hier war er gründlich reingefallen. Aber er war eben auch so schlecht, daß er kaum noch die Wahrheit reden konnte.

Asa hatte sich sofort gesagt: „Der will hier nur Böses anstiften, hat's schon gethan. Ich werde mich vor ihm hüten müssen. — —"

Asa hatte recht. Buckner war schon fast eine Woche in Rapp City, und hatte es verstanden, jenem stets aus

dem Wege zu gehen. Einer seiner ersten Gänge war zu dem alten Dr. Rapp. Und das kam so.

Asa hatte seiner Zeit in New York von dem alten Schaaf erzählt. Ebenso hatte er über das Ableben des Alten an Stella geschrieben. Wohl begreiflich hatte er vorläufig auch ihr gegenüber das Geheimnis verschwiegen, welches die Höhle und das Papier betraf. Asas Berichte wurden aber, zum Teil wenigstens, in der Familie Allen frei besprochen. Buckner hatte es jedoch verstanden, aus seiner Schwester mehr über Asa herauszukriegen, als sie ihm hätte anvertrauen sollen.

So kombinierte denn Buckner folgendermaßen: Zwischen den dreien, Dr. Rapp, dem alten Schaaf und Asa müssen ganz eigenartige Beziehungen bestanden haben, die ich kennen lernen muß, wenn ich mein Ziel erreichen will. Er beschloß dann, Dr. Rapp zu besuchen. Er führte sich bei ihm ein, indem er die Absicht äußerte, sich in Rapp City als Advokat niederzulassen, da sei es ihm vor allen Dingen Bedürfnis, den Senior der Stadt persönlich kennen zu lernen.

Buckner machte durch seine Gewandtheit und sein feines Benehmen auf den Doktor einen günstigen Eindruck — merkwürdiger Weise, denn der alte Herr war sonst ein guter Menschenkenner und hatte nur selten viel für „geriebene Großstädter“, wie er sie gewöhnlich nannte, übrig. Hier aber ließ er sich übertölpeln.

Wie begreiflich, kam die Rede auf Asa. Buckner wußte nicht genug von ihm zu rühmen. Er wußte sein Erstaunen über dessen Erfolg kaum stark genug auszudrücken.

„Was mich aber allermeist wundert, ist die Thatsache, daß Asa hier so reich geworden ist. Da muß doch

etwas zu holen sein, dachte ich, darum bin ich nun hier, eingedenk des Wortes des alten weisen Greely: Go west, young man! — Doch, ich begreife immer noch nicht, wie Asa so schnell sein Glück hier machen konnte."

„Na, er wird nicht so übermäßig viel haben. Soviel ich weiß, hat er alles in Grundeigentum angelegt, und wer weiß, ob das wirklicher Reichtum ist. Denn Sie müssen wissen, es gibt so etwas wie: 'Land poor people.' Und was er von dem alten Schaaf bekommen hat, weiß ich nicht. Asa hat nie mit mir darüber gesprochen. Ich weiß nur, daß ich jahrelang ein versiegeltes Convert in meinem Verwahr hatte, welches ich Asa nach des Alten Tode einhändigte. So hatte es dieser gewollt. Doch, was könnte er besessen haben außer seiner elenden Hütte? Das kann nur sehr wenig gewesen sein, denn ich kannte ihn, seit er in dieser Gegend lebte. Das Papier war vielleicht nur eine Schrulle des Alten; denn er und Asa waren gute Freunde. Vielleicht hat Asa guten Grund, Stillschweigen darüber zu bewahren."

„Ah — so" — sagte Buckner. Er hatte vorhin noch bemerken wollen, daß er wisse, Asa sei reich, denn er habe große Summen in Gold in New York deponiert. Doch nun schwieg er. Er wußte jetzt, was er wissen wollte. Das brachte ihn auf eine ganz neue Spur. Das Thema wurde darauf fallen gelassen und Buckner verabschiedete sich mit den wohlwollendsten Worten.

Draußen auf der Straße angekommen, zog er den Kneifer von der Nase, sog den Rauch seiner Cigarette tief ein, und während sein aschgraues, spitzes Gesicht einen häßlichen Ausdruck annahm, sagte er halblaut vor sich hin:

„Der alte Narr!" — —

Asa war nach der Begegnung mit Buckner auf sein Zimmer in seiner Wohnung geeilt. Er war sehr aufgeregt; allein das hätte ihm keiner angesehen. Er setzte sich ruhig an seinen Arbeitstisch, und mit der linken Hand seinen Kopf stützend, schaute er vor sich hin, als habe er ein schwieriges Problem zu lösen. Und ein Problem war es in der That. Er erinnerte sich seines Besuches in New York, dachte daran, wie sich Buckner ihm gegenüber benommen hatte, wohl immer wie ein Gentleman, aber — Asa konnte den Menschen nun einmal nicht leiden. Er traute ihm nicht. Asa wußte, daß Buckner schon im vorigen Jahre nach Rapp City zu kommen die Absicht gehabt, daß Mr. Allen aber seine Zustimmung dazu nicht geben wollte. Er wußte auch, daß Buckner nach seiner Stellung angelte — nun war er hier — was wollte er?

Eins war Asa klar. Buckner war nicht in Rapp City mit Übereinstimmung seines Vaters, sonst hätte dieser, oder Stella wenigstens, ihm davon geschrieben. Daraus mußte Asa nun wohl den Schluß ziehen, Buckner sei nur hier, um Böses anzustiften. Er wollte vor ihm auf der Hut sein.— Dann dachte Asa an Stella, sein Herz gehörte ihr von Tag zu Tag mehr. Obschon er noch nie von Liebe zu ihr geredet hatte, so war es doch für ihn gewiß, daß sie ihn liebe. Darum fühlte er sich vollständig berechtigt, sie zu bitten, sein treues Weib zu werden. Doch wann er das thun wolle, darüber war er sich noch nicht klar.

Dann dachte Asa wieder an die schönen Tage, die er in New York verlebt hatte; er sah die New Yorker feine Gesellschaft vor sich. Aber im Nu waren seine Gedanken drüben in der Höhle bei dem Golde! „Ha," lachte

er und schlug mit der Faust leise auf den Tisch, „was will der dumme Bursche mir anhaben? Und wenn die ganze Sache hier in die Brüche geht, so bleibe ich dennoch ein reicher Mann." Sein Gesichtsausdruck war darüber so beredt geworden, daß, hätte jemand ihn beobachten können, so würde er seine Gedanken haben lesen können. Dem ernsten männlichen Blicke folgte ein mitleidiges Lächeln, diesem aber fast ebenso schnell ein finsterer, durchbohrender Blick, gerade als wenn Licht und Schatten einander verfolgen und jagen auf einer Wiese, wenn am Himmel Wolken hängen.

Während Asa noch so dasaß, wurde ihm von einem Jungen eine Depesche überreicht. Geschäftsmäßig öffnete er sie. Auch jetzt blieb er ruhig, trotzdem es in seinem Innern aufwallte. Er gab dem Jungen sofort eine Antwort, die lautete:

„Werde sofort abreisen!" — —

* * *

„Nun, Dr. Kahabka, wie viele Aktien zeichnen Sie?"

„So viele, wie zu haben sind."

Beides, Frage und Antwort, klang geschäftsmäßig und trocken. Beide Männer waren offenbar bemüht, sich selbst zu beherrschen und eine sehr wichtige Sache im gleichgültigsten Tone abzuwickeln. Es war Mr. Allen, der die Frage stellte, und Asa Kahabka, der sie beantwortete. Letzterer war nach Absendung der Depesche mit dem nächsten Zuge nach New York abgereist.

Die zwei Herren saßen im Privatbureau des Mr. Allen in dem riesigen Geschäftshaus an dem Broadway. Eine lange Unterredung war voraufgegangen, deren Grundton der war, daß die Eisenbahn noch immer nichts abwerfe, während doch die Aktieninhaber mit Ungeduld

auf die versprochenen Dividenden warteten. Wenn es so weiter gehe, müsse eine große Summe geborgt werden, um gewissermaßen trügerische Dividenden zu zahlen. Was der Fehler sei? Asa kannte den Fehler, oder vielmehr die zwei Fehler. Erstens: es müßten alle noch vorrätigen Aktien an den Mann gebracht werden. Aber, das war ja gerade der Haken, es wollte niemand mehr kaufen. Ein jeder war sogar beflissen, die seinigen loszuschlagen. — Zum andern mußte der Terminus der Bahn — Kansas City sein, und das hatte die Bahnverwaltung bis jetzt eben auch nicht fertig bringen können. Ihr Endpunkt war Jefferson City. Zwischen Jefferson City und Kansas City lief damals eine andere Bahn. Diese wollte die Verwaltung in New York an sich bringen; aber es war ihr bisher nicht geglückt.

Asa war bereit, diese beiden Übelstände zu beseitigen. Es war ihm nicht nur möglich, die noch unverkauften Aktien zu übernehmen, sondern auch noch diejenigen aufzukaufen, die andere los sein wollten. So bekam er nach und nach die Kontrolle über die Eisenbahn. Er war aber auch imstande, die Kontrolle über die Bahn zwischen Jefferson City und Kansas City zu erlangen, und er war dazu entschlossen. Der Gedanke regte ihn auf, doch beherrschte er sich vollständig, um ja nichts von seinen Plänen zu verraten.

Als Asa nun aber sagte, er wolle so viele Aktien nehmen, wie zu bekommen wären, da war Mr. Allen wie vom Donner gerührt, drehte sich auf seinem bequemen Sessel schnell herum, sah den Sprecher mit großen Augen und offnem Munde an, und sagte:

„Was — wollen — Sie?"

„Nun, Mr. Allen, genau, was ich gesagt habe."

„Ja aber — Dr. Kahabka — Sie bedenken wohl nicht — ich wollte nur daran erinnern — nun, Sie müssen wissen!“

„Ich thue, was ich gesagt habe, aus dem einfachen Grunde, weil ich es kann.“

„O, das ist gut. Da wäre ja nun geholfen. Aber glauben Sie, daß die Bahn dadurch rentabel werden wird, so daß alle Welt sich um die Aktien reißt?“

„Sobald wir in Kansas City sind, ja.“

„Aber — wie das anfangen?“

„Mr. Allen, überlassen Sie das getrost mir, ich bringe es noch vor dem Winter fertig.“

Gewiß wurde es Asa überlassen. Nun, da er den Hauptanteil an der Bahn besaß, hielt Mr. Allen ihn doppelt hoch. Die übrigen Geschäfte waren bald abgewickelt. Mr. Allen nahm ihn natürlich mit in seine Wohnung, wo er aufs herzlichste empfangen wurde, ganz besonders von Stella, was begreiflich ist.

Es war Hochsommer und wer der heißen Metropole entfliehen konnte, der that es. So hatten auch Allens, wie jeden Sommer, schon Vorbereitungen getroffen, um auf mehrere Wochen in ein Seebad zu reisen. Darum sagte Fräulein Stella, als man nach dem Diner gemütlich beisammen saß:

„Es freut mich aber doch, daß wir unsere Reise bis morgen abend verschoben haben, Mama.“

„Warum denn?“

„O, sonst hätten wir ja nicht das Vergnügen gehabt, Dr. Kahabka bei uns zu sehen.“

„Kind, das ist aber auch wahr. Daran habe ich noch gar nicht gedacht,“ sagte sie mit einer leichten Verbeugung gegen Asa, und gleichsam als Entschuldigung fügte sie hinzu:

„Wir werden morgen in ein Seebad verreisen."

„Das muß herrlich sein. Denken Sie sich, ich habe noch nie den Ozean gesehen, nie mehr vom Wasser, als man hier in New York sieht."

„Ei, so reisen Sie doch mit," fiel ihm Mrs. Allen und nun auch Stella in die Rede. „Wir laden Sie herzlich ein, sich uns anzuschließen. O, das wäre prächtig!" Stella war erschrocken, als sie das gesagt, aber — es war heraus. Asa schützte allerdings erst vor, nicht die nötige Zeit für derartiges zu haben, endlich aber willigte er doch ein und, wie wir glauben, gern.

Fünfzehntes Kapitel.

Asa war nun wieder zu Hause in Rapp City. Sein Aufenthalt an der Seeküste kam ihm vor wie ein Traum. Er meinte noch immer das Rauschen, Donnern und Rollen der Meereswellen zu vernehmen. Der Anblick des offenen Meeres hatte auf ihn geradezu einen überwältigenden Eindruck gemacht.

Manche liebe, schöne Erinnerung hatte er mit heimgebracht. Aber die schönste von allen war doch die, da er unter dem Flüstern der Wellen Stellas Herz gewann.

Es war an einem Abend gewesen, als nur noch Leute vereinzelt sich am Ufer bewegten, so gegen Sonnenuntergang, und Asa ganz allein im Sande, an einen umgekehrten Stuhl gelehnt, dasaß und den Wogen zuschaute.

Im Westen sank die Sonne niedriger und niedriger, bis ihre Strahlen gleichsam einen goldnen Pfad bildeten zwischen dem Ufer und dem fernen Horizont. Asa be-

obachtete den herrlichen Feuerball, bis der letzte sprühende Funke plötzlich unter die tanzenden Kronen der Wellen untertauchte. Aber dann wurde sein Auge erst recht gefesselt von dem Fleck, wo er hatte die Sonne verschwinden sehen. Denn nun mußte er das Dunkelrot und Orangengelb bewundern, welches, mit dem Blau des Himmels zerfließend, einen prächtigen Regenbogendamm abgab. Nach und nach verschwand die Farbenpracht und das Meer machte nun einen traurig-düstern Eindruck. Aber da zeigten sich auch schon die ersten Sterne und nicht lange danach war das ganze Himmelszelt davon wie besät. Asa saß noch immer an seinem Platze und lauschte auf die Sprache der Natur.

Da plötzlich stand Stella vor ihm. Sie hatte seiner vergeblich gewartet. Da er nicht kam, suchte sie ihn auf.

„Ach — Stella! Sie sind es? Wollen Sie sich nicht setzen?"

Und Stella setzte sich. Im Hotel hat man lange auf die beiden gewartet. Der Mond stand schon lange auf Posten. Hin und wieder huschte zwar eine Wolke vor seinem schiefen Gesichte vorüber, aber dann schmunzelte er wieder. Allein die beiden da am umgekehrten Stuhle im Sande bemerkten das alles nicht. Sie hatten nur Sinn und Auge für einander. Sie hatten sich das Versprechen unverbrüchlicher Liebe gegeben. Asa hatte gesagt:

„Stella, mein Lieb, von heute ab treten wir zusammen die Reise auf dem Ozean des Lebens an, und obschon wir noch längere Zeit örtlich getrennt sein müssen, so sind wir doch im Geiste immer beisammen. Möge unser Lebensschifflein endlich in den Hafen des ruhigen, ungestörten Glückes einlaufen."

Und Stella hatte ihren Arm um seinen Hals gelegt und geflüstert:

„Ja, das ist auch mein Wunsch.“ — — —

Nun saß Asa daheim in Rapp City und träumte von seinem Glück. In der That, was war aus ihm geworden? Er überdachte im Nu sein Leben und wenn ihm jenes einsame Grab in Ohio, er wußte nicht wo, einfiel, dann mußte er sich sagen:

„Ja, ein goldnes Glück.“ — Und dachte er nun vollends daran, daß er in kurzer Zeit die ganze Eisenbahn kontrollieren und Eisenbahnkönig sein werde, dann lief ihm das Blut heißer und schneller durch die Adern. Würde dieses Ziel erreicht sein — und er mußte und wollte es erreichen — ha, was wollten dann die Herren in New York noch machen? Er hatte sie dann alle in seiner Gewalt. Er würde nicht länger um Rapp City sich bekümmern, sondern selbst nach der Metropole des Ostens übersiedeln und leben wie die Großen in der Welt!

Aber mitten in diese Luftschlösser trat vernichtend das Bild jenes Mannes, Buckner Allen. Warum mußte er auch gerade der Bruder von Stella sein? Das verdroß ihn doppelt. — Man hatte ihm in New York gesagt, Buckner hätte sich nicht länger halten lassen, er wäre einfach auf und davon gegangen. Er wollte sein Glück im Westen suchen. Daß er in Rapp City sei, erfuhren Allens erst von Asa.

Buckner hatte seine Zeit während Asas Abwesenheit nur zu gut benutzt. Es lag ihm vor allen Dingen daran, Asa bei der Bevölkerung in Mißkredit zu bringen. Dieser hatte sich bisher des allerbesten Ansehens erfreuen dürfen, denn er hatte viel, wie wir schon gehört haben,

für Rapp City gethan. Nun aber hieß es unter den Leuten: „Er saugt uns aus, er bereichert sich durch unserer Hände Arbeit. Wo käme denn sonst sein Reichtum her? Und dann — was thut er in New York?"

Ganz besonders hatte Buckner Allen sich mit einem gewissen Bartley eingelassen, der ein alter Flickschuster war und den man vom ersten Aufschwung in Rapp City als die tägliche Zeitung kannte. Buckner fand ihn sehr gefügig für seine Pläne. Er flüsterte dem Manne alles zu, was dieser dann sofort unter dem Volke verbreitete, was dann teuflische Früchte trug. Was konnte Asa dagegen machen? Gegen Verleumder ist man ebenso wehrlos wie gegen Meuchelmörder, die vom Hinterhalt aus die tödliche Kugel absenden.

Asa kam aber beim Durchdenken der Sachlage immer wieder darauf zurück, daß er es machen müsse wie der Mann, dessen Pferde durchgehen. Er blieb ruhig sitzen. Allerdings ahnte er nicht, mit welch fürchterlichen Mitteln Buckner arbeitete, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Das sollte er nun aber eines Tages inne werden.

Es war Ende September. Die Blätter fielen zur Erde. Der Wald präsentierte sich in braunroter und gelblicher Farbe. Heute war es unangenehmes Wetter; schon seit dem frühen Morgen ergoß sich der Regen in Strömen. Es war keineswegs verlockend, auszugehen. Trotzdem war Asa entschlossen, heute den guten Dr. Rapp zu besuchen. Seit dem Tode des alten Schaaf hatte er ihn nur selten zu Gesicht bekommen. Das Bedürfnis, ihn zu sehen, regte sich um so stärker in ihm, da er in einigen Tagen wieder eine Reise zu machen genötigt war. Es zog ihn förmlich zu ihm hin. — Als er aber

so gegen vier Uhr nachmittags an dessen Thür klopfte, erhielt er den Bescheid, Dr. Rapp sei nicht zu Hause, er sei schon seit heute vormittag fort. Er sei gerufen worden.

Das war Asa auffällig, da der Doktor nicht mehr praktizierte und nur noch dann und wann aus Gefälligkeit ärztlichen Beistand gewährte. Aber bei diesem Wetter! Zudem sollte er zu Fuß fortgegangen sein. Welchen Weg? Ja, das konnte man ihm nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber der alte Herr habe beim Fortgehen etwas von Schaafs Mühle und Schaafs Hügel fallen lassen. Das waren mehrere Meilen!

Asa konnte es kaum glauben, und von einer unerklärlichen Angst getrieben, begab er sich sofort nach Hause, ließ sein Pferd satteln und ritt den ihm bekannten Weg im scharfen Trab entlang. Sein schwarzer Renner ließ den Schmutz der aufgeweichten Straßen nach allen Richtungen fliegen. Doch das kümmerte ihn nicht. Asa sah prachtvoll aus auf seinem Rappen und trefflich saß er im Sattel! Roß und Reiter waren eins. Sein Falkenauge schien Blitze zu sprühen, als er dahinsauste. Und noch immer ging es ihm nicht schnell genug. Er setzte darum dem Tiere die Sporen in die Weichen, daß es, hoch aufbäumend, einen gewaltigen Satz that und schnaubte, daß man es weithin hören konnte.

„Ha, ha!“ erscholl es da aus dem nahen Gebüsch heraus, „Verräter, Blutsauger, Dieb, Mörder!“

Die letzten Ausdrücke hatte Asa nicht mehr deutlich gehört; mit einem Ruck stand der Rappe auf seinen Hinterfüßen, mit einem zweiten warf Asa das Tier herum, um im nächsten Augenblick der Stelle zuzujagen, von der die Laute gekommen waren.

Doch Asa fand nichts. Er stieg nun ab und durchsuchte das Gebüsch mit dem Revolver in der Hand. Nichts. Er steckte die Schußwaffe wieder ein, bestieg seinen dampfenden Rappen und ritt langsam weiter.

War es soweit gekommen, daß man ihn in solcher Weise zu narren und zu verhöhnen suchte? Wer konnte es gewesen sein? Hatte er Feinde, die ihm auf offener Landstraße auflauerten? Sein Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an. Er dachte an Buckner Allen. Er fühlte es, dieser Mensch sei fähig, ihm auch das Schändlichste anzuthun. Und er war ihm gegenüber wehrlos.

Da, was war das? Asa war an eine Stelle gekommen, wo rechts sich ein hoher Fels erhob. Unten von der Straße aus war aber des dichten Gebüsches wegen von ihm nur wenig zu sehen. Asa hatte entsetzt sein Pferd angehalten und schaute nach oben, wo er an einem Strauche einen Hut hängen sah. Das Blut schien in seinen Adern erstarren zu wollen. Hier mußte ein Unglück geschehen sein. Er sah sich etwas um, richtig — das war da oben der Fußweg, welcher von der Felsplatte hinunter sich schlängelte über die Kiesstraße, durch die kleine Creek, welche zu dem Zwecke an dieser Stelle mit großen Steinen belegt war. Links ging es dann weiter zur Mühle, die wohl noch dreiviertel Meilen von hier lag.

Asa stieg hastig vom Pferde, zog die Zügel über des Tieres Kopf und ging getrost mit seinen großen Reiterstiefeln durch die Creek hin zum Gebüsch. Entsetzt blieb er stehen. — Wie still der Tote da lag. — War es wirklich der alte, gute Dr. Rapp? Kein Zweifel! O, Asa hätte laut aufschreien mögen vor Jammer. Er wollte heute noch so Wichtiges mit ihm besprechen. Zu spät!

Asa hatte sich über den leblosen Körper seines Pflegevaters geworfen. Er hatte dessen Hände ergriffen, sie waren eiskalt. Er suchte nach dem Puls, er fand keinen mehr. Er erkannte, daß das Leben schon längere Zeit entflohen war.

Warum war dieses Elend über ihn gekommen? Wähnte er nicht noch vor kurzem, der Glücklichste unter den Menschenkindern zu sein? Und jetzt? Vorhin hatte ihm ein Bursche aus dem Hinterhalt schadenfroh zugeschrieen: „Dieb, Mörder!“

Was — Mörder? — Ein schrecklicher Gedanke fuhr durch sein Hirn. Wenn ihn hier jemand sähe —? Er blickte auf und um sich her, und wünschte, daß doch jemand kommen möchte, ihm zu helfen. Aber es ließ sich niemand entdecken. Nun wandte er sich wieder zu dem Toten und sagte wie zu sich selber:

„Gewiß, dort oben ist er heruntergestürzt. Das Genick ist gebrochen, augenblicklicher Tod. Und hier an seiner Hand — ist Blut. Sie ist zerrissen, er hat sich im Fallen am Strauch dort oben halten wollen. O, Jammer.“

Nun hob er des Toten graues Haupt empor, stützte es auf sein Knie, wischte ihm die Haare von der Stirne, liebkoste ihn, jammerte und klagte, wie nur ein Sohn in solchem Falle es kann. Nach einer Weile legte er das Haupt des Toten wieder hin, er wollte hinüber zur Mühle und Beistand holen. Doch kaum hatte er etliche Schritte aus dem Gebüsche gemacht, als plötzlich wie aus der Erde gewachsen — Buckner Allen vor ihm auftauchte. Wortlos trafen sich die Blicke der beiden Männer. Was sie sich noch nie gesagt hatten, das sprühten nun Asas Augen, das verrieten jetzt die unstäten Blicke des anderen: sie waren Feinde!

Im ersten Augenblick war es Asa, als müsse er den erbärmlichen Menschen niederschlagen, niederschießen, und schon legte er die Hand an die Hüfte, als er sich besann und zu Buckner sagte, indem er zum Toten zurückschritt:

„Er ist von dort oben heruntergestürzt. Ich habe ihn hier tot gefunden. Hier, das Blut an seiner Hand beweist's, er hat sich oben am Strauch noch halten wollen."

Asa sprach das alles in eigentümlicher Hast, warum denn? Galt es, den Gegner von der eignen Unschuld zu überzeugen? Ängstlich schien er das thun zu wollen, denn Buckner Allen hatte ihn hier bei dem Toten angetroffen. Was könnte der nicht möglicherweise für Anschuldigungen gegen ihn erheben? Doch nein, Asa wollte in diesem Augenblick solche argwöhnischen Gedanken nicht aufkommen lassen, darum redete er weiter und fragte:

„Wie mag nur Dr. Rapp heute bei diesem Regenwetter hierhergekommen sein? Weißt du etwas davon? Wer hat ihn vom Hause weggerufen? Bist du mit ihm hierhergekommen? Hast du ihn hierhergelockt?"

„Wie darfst du es wagen, solche Fragen an mich zu stellen?"

„Weil ich das Recht dazu habe; denn dieser Mann war mir mehr als Freund und Berater, er war mein Pflegevater."

„Das gibt dir noch lange kein Recht, impertinente Fragen an mich zu richten. Was weiß ich, wie Dr. Rapp hierher und zu seinem Tode kam."

Asa war vor den Erbärmlichen hingetreten, von dem er überzeugt war, daß ihm die Schuld an dem Tode des Doktors beizumessen sei. Wenn nicht Achtung vor

dem Toten ihn zurückgehalten hätte, wer weiß, was er in diesem Augenblicke gethan hätte. Wahrscheinlich würde er ihn wie einen räudigen Hund über den Haufen geschossen haben. So aber bezwang er sich. Allein das hielt er für seine Pflicht, ihm zu sagen, was er von dem ganzen Vorfall denke. Und mit donnernder Stimme schleuderte er ihm die Worte ins Antlitz:

„Das sind alles Lügen, was du sagst. Du bist's auch gewesen, der mir vorhin aus dem Verstecke zurief: Dieb, Mörder — oder es war jemand in deinem Auftrage, was ein und dasselbe ist. Es ist wahr, hier ist ein Mord geschehen, und wenn der Tote im Grabe ruht, werden wir sehen, wer der Mörder ist — du oder ich." —

Das hatte Buckner nicht erwartet, er war wie niedergeschlagen. Er erkannte, daß Asa ihn vollständig durchschaut hatte. Er wollte aufbrausen, faßte sich aber schnell und sagte spöttisch lächelnd:

„Es ist gut, Mr. Asa, ereifere dich nicht. Das wird sich alles schon finden."

Buckner ging. Asa schaute sich nicht um, welchen Weg jener eingeschlagen, doch war er so schnell verschwunden, daß es ihm nun doch auffiel. Allein er war froh, daß er wieder allein war.

Asa beschuldigte in seinem Herzen Buckner Allen des Mordes, obschon er das Motiv dafür nicht kannte. Er hatte auch keine Beweise für eine Anklage — dennoch war er entschlossen, gerichtlich gegen ihn vorzugehen. Die anzustellenden Nachforschungen würden ihm schon das nötige Anklage- und Beweismaterial in die Hände liefern — davon war er fest überzeugt. Wenn Buckner nur nicht Stellas Bruder wäre! Arme Stella! Welches Herzeleid für deren edelgesinnte Eltern!

Im Geiste sah er Buckner schon überführt — allein bis dahin gab's noch viel zu thun! Er wollte ja verreisen; die Spürarbeit mußte also aufgeschoben werden, bis er zurückgekehrt sei. Ja, so wollte er es machen.

Asa sorgte für die Überführung der Leiche; dieselbe wurde zwei Tage darauf zur Ruhe bestattet.

Sechzehntes Kapitel.

Ehe Asa an dem regnerischen Tage sich auf den Weg zu Dr. Rapp machte, hatte er schon alle Vorbereitungen für eine Reise nach Kansas City getroffen. Er hatte diese nun des unglücklichen Todes seines Pflegevaters wegen einige Tage aufschieben müssen. Jetzt durfte er nicht länger warten. Der Direktorenrat wollte mit ihm in Kansas City zusammentreffen, um mit den Beamten der Kansas City & Western Railroad eine Konferenz abzuhalten behufs Ankaufs der Bahn. Diese Zusammenkunft mußte natürlich von der größten Bedeutung für das fernere Gedeihen von Rapp City sein.

Asa, der im geheimen Forschungen angestellt hatte, hatte in Erfahrung gebracht, daß mehrere der Hauptaktionäre der genannten Bahn in Jefferson City und St. Louis wohnten. Diese Leute eigneten über die Hälfte sämtlicher Aktien, und könnte man sie auskaufen, so wäre damit das beabsichtigte Unternehmen schon im voraus als gelungen zu betrachten. Er beabsichtigte daher, erst St. Louis und Jefferson City zu besuchen.

Es gelang Asa, freilich nur mit Aufgebot einer enormen Summe Geldes, den Handel abzuschließen. Sein Ziel war, wie er nun bestimmt meinte, erreicht; denn

es waren nur noch die Papiere zu unterzeichnen, was bei seiner Rückkehr geschehen sollte. Begeistert von dem Gedanken, daß die Rapp City & North-Western Railroad demnächst in Kansas City einlaufen würde, begab er sich auf den Weg nach Kansas City.

Am Abend, ehe die geplante Konferenz abgehalten werden sollte, begab er sich zu einem Gastmahl, welches mehrere Freunde seinetwegen arrangiert hatten. Seine New Yorker Freunde waren auch schon da, ferner eine Anzahl Korporationsanwälte und hervorragende Eisenbahnleute.

Was Asa aber nicht wenig wunderte, war, daß Mr. Allen in Begleitung seines Sohnes angekommen war. Buckner mied natürlich eine Begegnung mit ihm. Und es klang fast wie eine Entschuldigung, als Mr. Allen ihm sagte:

„Sie sehen, ich habe Buckner mitgebracht. Ich telegraphierte ihm, er möge uns in St. Louis treffen, da ich mit ihm reden wollte. Ich wollte doch aus seinem eigenen Munde hören, warum er gegen meinen Willen nach Rapp City gereist sei; ich wollte ihn gewissermaßen zur Rede stellen."

Hätte Mr. Allen seinen Sohn besser gekannt, er würde ihn gewiß nicht mitgebracht haben. Buckner aber war es sehr willkommen. Es konnte ihm so eine günstige Gelegenheit geboten werden zu einem neuen Streich gegen Asa. — Sonderbar, der Mensch mußte Asa überall wie ein böser Geist in den Weg kommen. Es war demselben zu Mute, als wenn man ihm Fesseln anlegen wollte. Er hatte mit sich zu kämpfen, um das nahende Gespenst — Unglück — aus seinen Gedanken zu verscheuchen.

Kein Wunder; denn drüben saß der widerliche Buckner, seine unvermeidliche Cigarette qualmend. In seinen Augen lauerte Böses, sein ganzes Mienenspiel zeigte auch nicht einen lauteren Zug. Und merkwürdig, es war, als ob Asa das allein finde. Denn all die andern Herren behandelten Buckner Allen mit Freundlichkeit, ja Herzlichkeit. Hätten sie das wohl thun können, wenn sie ihn gekannt hätten? Asa hätte es nicht gekonnt. Doch, trotz der düsteren Gedanken, die dieser Mensch ihm verursachte, kam wieder der alte Mut über ihn, und heute abend wollte er sich gewiß nichts merken lassen. Er fing an zu trinken. Das war sonst nicht seine schwache Seite, aber bei dieser Gelegenheit—?

Bald hatte er seinen Feind vergessen, und damit auch alle Vorsicht. Er öffnete eine Flasche Champagner, die ihn Millionen und sein ganzes Glück kosten sollte. Er trank und—gab sein Geheimnis preis.

„Gratuliert mir!" rief er aus. „Trinkt auf die Rapp City & North-Western und ihren Terminus in Kansas City. In zwei Tagen kontrolliere ich die K. C. & Western. Trinkt auf den Erfolg. Hurrah!"—

Und alle stimmten begeistert ein. Der Champagner floß in Strömen, alle tranken, nur einer nicht, und das war — Buckner Allen! — Sonst wäre solch ein Gelage ihm gerade recht gewesen, denn er war ein Schlemmer und Verschwender. Aber, siehe da, er entschuldigt sich bei der Gesellschaft, schützt ein plötzliches Unwohlsein vor und verläßt so um zehn Uhr nachts den Saal.

Hier muß nun eingeschaltet werden, daß das alte „Lacklede Railroad System" sich gleichfalls schon lange gerne in den Besitz der K. C. & W. R. R. von Jefferson City nach Kansas City gesetzt hätte, aber immer noch

der enormen Kaufsumme wegen, die gefordert wurde, zurückgehalten hatte. Diesem Vorhaben war nun Asa, wie er meinte, zuvorgekommen. Doch, wie das so geht.

Buckner Allen hatte die Versammlung verlassen. Er nahm sofort den ersten Zug nach Jefferson City und ließ sich daselbst sofort nach der Wohnung des Thomas F. Cooper fahren. Das war gegen vier Uhr morgens. Er alarmierte Cooper, der auch alsobald aufstand und ihn empfing. In wenigen Minuten wußte dieser, der Präsident des „Lacklede Systems", um den Plan von Asa Kahabka und wie weit er gediehen war.

„In zwei Tagen? Hm," sagte Mr. Cooper, „das wäre ja allerliebst, wir wollen sehen."

Nun ließ er sofort seinen ersten Assistenten, den Capt. J. Alger und einige Direktoren der Bahn kommen. Eingehend wurde die Sache besprochen, die Konferenz dauerte bis acht Uhr morgens. Dann nahm Capt. J. Alger den ersten Zug nach Kansas City, während andre Leute Coopers nach anderen Plätzen eilten, wo Aktionäre der K. C. & Western wohnten. Um vier Uhr nachmittags schon waren die nötigen Papiere unterzeichnet, welche die K. C. & W. R. R. in die Hände des „Lacklede Systems" brachten.

Asa und seine Freunde von New York traten eben aus dem Hotel auf die Straße. Sie hatten eine Vorsitzung abgehalten und meinten, alles in bester Ordnung zu haben; Asa selbst gedachte heute abend seinen größten Triumph zu feiern, — da — was hörten sie von den Zeitungsjungen, welche die letzten Abendblätter mit lautem Geschrei feilboten? Verblüfft blieben die Herren stehen, einer sah fragend den andern an, denn es klang nur zu deutlich:

"ALL ABOUT THE DEAL BETWEEN THE LACKLEDE SYSTEM WITH THE K. C. & W. R. R."

„Übertrumpft! Überlistet!" knirschte Asa zwischen den Zähnen, während er, wie immer, äußerlich ruhig blieb. Er kaufte sich eine Zeitung, und wußte sofort, daß die Nachricht auf Wahrheit beruhe, während die anderen Herren es kaum glauben konnten, was berichtet wurde. Da standen sie nun, gestikulierten, redeten, schimpften und stellten Fragen an Asa, was das alles bedeute? Dieser redete noch immer kein Wort. Nie hatte er einen fürchterlicheren Kampf zu kämpfen gehabt, er war innerlich getroffen bis ins Mark hinein.

Man trat zurück ins Hotel. Mr. Allen wollte das Nähere besprechen. Asa bewahrte auch jetzt noch seine Ruhe, sagte aber, als einige Herren sich entfernten und nicht gerade schmeichelhafte Bemerkungen fallen ließen, die ihn treffen sollten, kurz und schneidend:

„Meine Herren! Die Sache ist uns von irgend jemand, der letzte Nacht in unserer Gesellschaft gewesen sein muß, böswillig verdorben worden. Da ist nichts mehr zu thun, außer wir legen Millionen an und bauen eine eigene Bahn von Jefferson City nach Kansas City. Ich bin bereit, die ersten Aktien zu zeichnen."

„Nein, nein! Das geht nicht so schnell," hieß es. „Wir müssen Zeit gewinnen, um die erhaltene Niederlage zu verschmerzen.

Damit war die Verhandlung zu Ende und sehr verstimmt reiste jeder in seine Heimat.



Siebzehntes Kapitel.

Es gibt Stunden im menschlichen Leben, in denen man durch die Macht der Verhältnisse zu der Überzeugung gelangt, daß es mit der Sache, die man betrieb, vollständig aus ist, wo aber unser Wille noch lange nicht geneigt ist, solcher Überzeugung gemäß sich zu unterwerfen. Man schwimmt dann womöglich gegen den Strom, bis man versinkt. Man ist entschlossen, lieber unterzugehen, als seine Ohnmacht einzugestehen. Und wo immer dieser Zug im Menschen sich zeigt, da kann es ebensowohl Trotz sein, wie Mut, Energie, Charakterfestigkeit.

Asa durchlebte solche Stunden auf der Heimreise nach Rapp City. Er hätte blind sein müssen, wäre es nach allem, was in letzter Zeit vorgefallen war, ihm nicht klar geworden, daß mit allen Waffen gegen ihn gearbeitet ward. Wenn er all die Umstände und Vorkommnisse in Betracht zog und bei dem großen Schlag stehen blieb, so mußte er sich sagen: „Ich bin geschlagen, es ist alles aus!“ Und er sagte sich das auch. Aber sein ganzer Stolz bäumte sich gegen dieses Geschick auf. Wohl hafteten hier seine Gedanken einen Augenblick an dem alten Schaaf. Sollte dieser vielleicht doch recht behalten mit dem Worte auf seinen sterbenden Lippen: „Verfluchtes Gold“?

„Ah bah!“ stieß er hervor, und seine Augen nahmen einen ganz eigenen Glanz an, sie sprühten wieder das alte Feuer, welches einen inneren Entschluß ankündigte, und den er mit gewohnter Energie zur Ausführung bringen wollte. Er warf das Haupt in den Nacken und sagte:

„Alles aus? Blödsinn! Nein, ich will die Flinte noch nicht ins Korn werfen. Sie sollen noch an mich denken. Und der Elende, der mir im Wege steht — bah — er ist mir viel zu gering, sonst —"

Stella fiel ihm ein. Was würde sie zu dem allen sagen? Sie und ihre Mutter wollten ja dieser Tage nach Rapp City kommen. Würde sie ihn wegen des Mißlingens seines Planes tadeln, gering schätzen? Lange quälte ihn der Gedanke; denn im November sollte verabredetermaßen die Hochzeit sein.

„Nein, sie bleibt mir treu," sagte er sich. „Und das ist meine Beruhigung."—

Und als der Zug weiterrasselte, fiel ihm auch wieder seine Mutter und ihr einsames Grab in Ohio ein. Und seine Gedanken verweilten lange in der Vergangenheit, bis sie ihn allmählich in einen leisen Schlummer wiegten, welcher nach und nach allerlei Traumgestalten heraufzauberte. Zunächst war es seine Mutter, die bleich und abgehärmt, aber liebreich und freundlich ihm sagte, indem sie versuchte, mit beiden Händen sein Haupt zu fassen:

„Asa, komm in die goldne Stadt! Auf Erden ist nur trügerisch Gold. Die Erde ist 'ne dunkle Höhle. Jerusalem hat goldne Gassen. Asa — schläfst du?" —

Dreimal trat so seine Mutter vor ihn hin, doch zum dritten Mal — die Gestalt zerrann wie ein Nebel, und ehe Asa es sich versah, kauerte der alte Schaaf neben ihm und sagte mit tiefgesenktem Haupte, so daß sein langer, weißer Bart fast den Boden berührte:

„Asa, geh nicht hin. Verfluchtes Gold!" Asa fuhr zusammen, der Eisenbahnzug stand still. Ein unbeschreibliches Zittern durchflog seinen Körper, ihm war als

sei der Zug noch immer in Bewegung, wirr und unklar war sein Geist. Doch müde und schlaftrunken wie er war, war er schon wieder eingeschlafen, noch ehe der Zug wieder weiter fuhr.

Als Asa erwachte, kam ihm allmählich das in den letzten vierundzwanzig Stunden Erlebte in den Sinn zurück. Doch, er verscheuchte die trüben Gedanken und schnell machte er sich bereit, um in Rapp City aussteigen zu können. Da — die Lokomotive ließ ihren schrillen Pfiff ertönen. Er wußte nicht warum, aber es lag etwas Unheilverkündendes darin. — —

Asa begegnete auf den Straßen von Rapp City Freunden, die sich freuten, ihn wiederzusehen und ihn herzlich grüßten. Er begegnete aber auch solchen, die ohne Gruß an ihm vorbeieilten, als scheuten sie sich, ihm nahezukommen. Er begab sich sofort auf sein Amtszimmer und begann nun eine fieberhafte Thätigkeit. Briefe und Depeschen wurden geschrieben und abgesandt, Geschäftsbücher durchgesehen, Papiere aller Art geordnet, schön in Pakete gebunden und an einen besonderen Ort gelegt.

Nachdem Asa so etliche Stunden gearbeitet hatte, warf er sich befriedigt in seinen Lehnstuhl zurück und sagte:

„So, bis morgen abend sind alle meine Aktien verkauft und ich verlasse Rapp City — sie müssen dann eben ohne mich fertig werden. Ich will niemand im Wege stehen.“

Während er noch so dasaß und daran dachte, daß er bald im Osten als glücklich verheirateter Mann ein ganz anderes Leben anfangen wolle, hörte er, daß eine Anzahl Männer draußen vor der Thüre standen, die ohne

Zweifel Einlaß begehrten. Schon vermutete er ein neues Bubenstück von seiten Buckner Allens, doch als er öffnete, sah er, daß es Freunde waren.

„Nun, Männer, wünscht ihr mich zu sprechen?"

„Ja, wir möchten mit Ihnen reden," antwortete einer, der offenbar als Führer und Sprecher der andern auftrat. Es waren Kohlenarbeiter aus einer der Minen, an welcher Asa beteiligt war.

„Gut, kommt herein. Was gibt's?"

„Nun, Mr. Kahabka, ich will nicht viele Worte machen, aber wir möchten Sie warnen. Wir sind Ihre Freunde. Wir sind freilich nur acht Mann hier, aber Sie haben in der Fabrik und in den Minen noch viel mehr Freunde. Aber, Mr. Kahabka, nehmen Sie's nicht übel, Sie haben auch Feinde, und die sind in der Überzahl."

„Ja, aber mein lieber Mann, was wollen Sie mir denn sagen?" fiel Asa ihm in die Rede. „Was soll das bedeuten?"

„Nun, es gibt Trubel in der Stadt."

„Nun, wie denn?"

„Ja, das wissen wir selber noch nicht. Aber alle Abend haben sie drunten in Larry Cronans Restaurant Versammlungen, und die Reden, die dort geführt werden, gefallen uns nicht, und immer ist entweder Bentley oder Buckner Allen dabei."

„Schon gut, Leute. Ich danke euch für eure freundliche Warnung. Als erster Beamter von Rapp City werde ich mein möglichstes thun, um Leben und Eigentum zu schützen. Da wir aber noch keine genügende Polizeimacht haben, um einem Aufruhr erfolgreich begegnen zu können, so will ich euch etwas sagen. Ich

werde euch und alle eure Freunde heute abend hier erwarten, dann wollen wir das weitere besprechen. So schnell geschieht nichts."

Asa sprach das in gelassenem Tone, während er selbst das Schlimmste befürchtete.

„Gut, wir werden kommen," erwiderte der Sprecher. „Aber wenn's nur nicht schon zu spät ist!"

Als die Männer mit ernsten Mienen gegangen waren, sagte Asa zu sich selbst:

„So, jetzt ist's die höchste Zeit, gegen den verruchten Buckner Allen vorzugehen. Ich werde ihn des Mordes anklagen."

Er wollte sich sofort daran machen und die nötigen Schritte thun. Doch es war Mittag geworden. Und so verschob er die Sache bis morgen früh, da er heute nachmittag andere wichtige Dinge zu besorgen hatte.

Während er scheinbar in aller Gemütsruhe sein Mittagsmahl verzehrte, war es draußen vor der Stadt bei der Mine und in entgegengesetzter Richtung vor der Fabrik sehr lebhaft hergegangen. Bei der Mine hatte ein Mann fast sämtliche Arbeiter, welche zum Teil ihr Mittagsbrot schon gegessen hatten, während andere noch Brot und ein Ei zwischen den Fingern hielten und aßen, um sich versammelt. Der Mann stand auf einem großen Kohlenklumpen, um eine Rede zu halten. Es war der alte Bentley, Buckner Allens Kreatur.

„Leute, Männer!" sprach er, „ihr wißt, daß sich eure Arbeit nicht bezahlt, ihr könnt davon nicht Weib und Kind ernähren."

„Das wissen wir," brüllte alles durcheinander.

„Wißt ihr aber auch, wer dran schuld ist? Das ist der Blutsauger Asa Kahabka!"

Bentley mußte warten, bis das Gebrüll der Menge verstummte, denn der Name Asa Kahabka hatte sie mit Wut erfüllt.

„Ja, während ihr euch zu Tode quält — streicht er den Profit ein. Noch mehr, wer von euch weiß, wie er so reich geworden ist? Niemand weiß das, außer er selbst — Buckner und ich!"

„Hurrah! hurrah!" kreischten die heiseren Kehlen dem Aufwiegler zu, „raus damit, wir wollen's auch wissen!"

„Geduld, Genossen! Alles zu seiner Zeit. Nur so viel für heute: All sein Gold kommt aus diesen Bergen. Das weiß ich. Es hats' noch einer gewußt, das war der alte Dr. Rapp. Warum mußte der so plötzlich und schrecklich umkommen? Wer weiß das?"

„Mord — Mord — Mord!" brüllte die Menge wie wahnsinnig.

„Freunde! Genossen! Wir müssen uns selber helfen. Wir müssen einen anderen Führer haben. Einen Mann wollen wir, der sich der Arbeiter annimmt, einen Mann, wie Buckner Allen einer ist."

„Hurrah für Buckner Allen! Er ist unser Mann."

„Gut, Genossen, heute abend um acht Uhr kommt alle zusammen in Larry Cronans Restaurant, oben in der großen Halle, da wollen wir das Nähere besprechen. Wollt ihr kommen?"

„Gewiß, ja!" heulte es durcheinander, und die Sache war abgethan.

Zu gleicher Zeit spielte sich drüben bei der Fabrik fast dieselbe Scene ab, nur mit dem Unterschied, daß Buckner Allen seine Rede gewandter und schlauer hielt, um sich soviel wie möglich den Rücken freizuhalten. Auch da

versprachen die Leute, heute abend in Larry Cronans Restaurant sich einfinden zu wollen. Doch nicht alle wollten mitmachen. Unter diesen war auch ein junges Mädchen Namens Luise Wagner, welches von der Schurkerei der ganzen Sache fest überzeugt war. Sie mit einigen anderen jungen Mädchen waren fest entschlossen, in keiner Weise Anteil an der aufrührerischen Bewegung zu nehmen.

Der Abend kam. Es war ein kalter Tag in der zweiten Woche des Oktober. Der Wind blies scharf vom Nordwesten her. Dicke, schwere Wolken schossen unheildrohend am nächtlichen Himmel hin. Auf Rapp City lag eine unheimliche Stille. Allmählich aber ward es rege, auf allen Straßen fanden sich Leute zusammen, und je näher man zu Larry Cronans Restaurant kam, desto mehr schwoll die Menge an. Immer lärmender ward's vor und in der ziemlich geräumigen Schenke. Heute abend sollten alle freigehalten werden, das heißt, Buckner Allen und Bentley hatten, natürlich gegen gute Bezahlung, mit Larry Cronan das Abkommen getroffen, den Leuten nach Belieben einzuschenken.

Nun trat Bentley auf die große Plattform. Ein wahrer Beifallssturm begrüßte ihn. Dann hielt er im wesentlichen dieselbe Rede, wie heute mittag bei der Mine. Bei jedem Kraftwort johlte die Menge ihm zu, aber ganz vornehmlich bei der Nennung des Namens Asa Kahabka!

Erschöpft hielt er inne und sah zu Buckner Allen hinüber, als suche er Rat und Ermutigung, weiter zu reden. Dieser blinzelte ihm verständnisinnig zu, was ungefähr soviel heißen sollte als: spiele jetzt nur den Trumpf aus!

Und Bentley, nachdem er sich gehörig geräuspert hatte, fing wieder an:

„Hört mir nun noch einen Augenblick zu, ihr Männer. Da drüben steht die Fabrik. Wir alle hatten einst unsere Aktien drin, wir sollten an dem Profit teil haben. Wem gehört sie aber nun? Asa Kahabka! Schlau hat er es angefangen, er hat alle unsere Aktien gekauft. Während die Fabrik stillstand, haben wir unser Geld verzehren müssen. Leute, wir sind Bettler geworden, aber Asa Kahabka hat sich an uns bereichert." Bentley wurde puterrot, er strengte sich fürchterlich an und wütend brüllte er weiter:

„Zudem steht Asa Kahabka in dem Verdacht, den alten Dr. Rapp ermordet zu haben, weil er nicht wollte, daß dieser verrate, wo er die Millionen her habe, welche er in Wall Street, New York, angelegt hat. Aber wir haben's eben doch erfahren. Und darum — wir müssen ihn schädigen an seinem Eigentum. Ich frage: was soll uns denn noch die Fabrik?"

„Reißt sie nieder! Die Brandfackel hinein!" schrie eine Stimme, noch eine, und noch eine und — im Nu brüllte alles durcheinander: „Reißt, brennt sie nieder!"

Die Leute wußten kaum mehr, was sie thaten, sie waren eben toll und voll von Branntwein. Es herrschte ein wildes Durcheinander. Im Saale, der vom Tabaksqualm, Branntweindunst und den Ausdünstungen der Menge wie verpestet war, war an Aufrechterhaltung der Ruhe nicht mehr zu denken. Man drängte zum Ausgang und schrie fortwährend:

„Nieder mit der Fabrik! Die Brandfackel hinein!"

Ehe es soweit kam, hatte sich Luise Wagner längst auf den Weg zu Asas Wohnung gemacht. Sie rannte,

was sie konnte, durch das sonst so stille Städtchen, bis sie, fast erschöpft, das Ziel erreichte. Dort saß Asa mit seinen Getreuen und beratschlagte, was zu thun sei, um das drohende Unheil abzuwenden. Da klopfte es stürmisch an seine Thüre. Alle sprangen auf. Asa öffnete und im selben Augenblick stieß das Mädchen keuchend die Worte hervor:

„Fort, ihr Männer, zur Fabrik! Sie brennen sie nieder!"

Mehr brachte sie nicht hervor, da brach sie zusammen. Niemand kümmerte sich um sie. Ein jeder wußte, wieviel die Uhr geschlagen hatte.

„Auf, Männer, Freunde," rief Asas mächtige Stimme, „auf zur Fabrik! Was ihr an Waffen und Munition habt und noch schnell bekommen könnt, nehmt's mit!"

Und alle stürmten zur Thüre hinaus. Nun bekümmerte sich Asa erst um das Mädchen. Sie war aus ihrer Ohnmacht erwacht und erzählte ihm nun in Eile die Vorkommnisse bei Larry Cronan.

Asa machte sich nun auch fertig. Er hätte ja, wenn er schlecht hätte sein wollen, der Sache ihren Lauf lassen können, bis morgen abend wären seine Aktien alle verkauft gewesen. Doch nein, er war ein Mann und sein redlicher Charakter kam hier zur vollen Geltung. In dieser großen Gefahr wollte er die Leute, die noch etwas zu verlieren und stets treu zu ihm gehalten hatten, um keinen Preis im Stiche lassen.

Drunten an einer Straßenecke traf er mit seinen Leuten zusammen. Im Sturmschritt ging es zur Fabrik. Ob sie diese wohl vor dem Pöbel erreichen würden? Der Gedanke beängstigte Asa; denn er wußte, daß, wenn er

zu spät komme, dann nichts mehr zu machen sei. Immer schneller eilten sie vorwärts. Niemand redete auch nur ein Wort und die Dunkelheit verhüllte die ängstlichen Gesichter der treuen Schar. Jetzt sehen sie die Umrisse des großen Fabrikgebäudes; es war noch alles still. Als sie näher kamen, hörten sie von der anderen Seite in der Ferne das Gejohle der aufgeregten Meute, die heranzog. Das brachte wohl für den Augenblick ein Schwanken in Reih und Glied der Männer, aber ermutigend erklang nun Asas gedämpfte Stimme:

„Vorwärts! Wir müssen die Fabrik besetzen, ehe die Bande da ist, vorwärts!“

Ha, wie das die Leute anspornte. Im Nu waren sie an den Thoren der Fabrik. Einige kräftige Hiebe und ein Fenster war zertrümmert. Schneller, als es erzählt werden kann, waren die Männer durch die Öffnung gedrungen. Das Fenster wurde von innen schnell verbarrikadiert.

Asa immer voran! Der ganze untere Stock der Fabrik wurde nach allen Seiten hin besetzt. Alle drei bis vier Fenster stand ein Mann mit Revolver oder Büchse in der Hand. Da stürmte auch schon die Menge heran. Asa rief seinen Leuten zu:

„Nur getrost, die Kerle sind fast alle betrunken, wir sind nüchtern. Sobald sie Hand anlegen, legt eure Gewehre an. Wenn ich ‚Feuer‘ kommandiere, daß dann ein jeder aber auch gut gezielt hat!“

Die Mordbrenner schienen den Angriff an der Seite wagen zu wollen, wo sie gerade auf die Fabrik stießen. Mit brennenden Fackeln wälzte sich die rohe Bande daher, was in der finsteren Nacht einen schauerlich schönen Anblick abgab, aber auch den Vorteil für die Verteidiger

brachte, daß sie die einzelnen Personen ziemlich genau sehen konnten.

„Alle Mann an die Westseite der Fabrik," ertönte Asas Stimme, und das Komando flog von Mann zu Mann. Wie mit Blitzeseile waren sie zur Stelle; ein jeder war fertig, das tödliche Blei dem Gegner entgegenzusenden. Da trat Bentley vor und brüllte, nicht ahnend, daß die Fabrik besetzt sei:

„Hier, Leute, die Fenster entzwei, und die Brandfackel hinein!"

Mit bestialischem Geheul rannten die Männer mit der Fackel in der Hand vor, um den Befehl auszuführen.

„Feuer!" ertönte es da drinnen und Tod und Verderben spieen die Feuerwaffen. Die Menge fiel zurück. Manche standen nie wieder auf, andere waren verwundet und wälzten sich stöhnend am Boden.

Diese unerwartete Begrüßung machte aber die Bande erst recht wütend. Buckner Allen feuerte sie an, denn es wurde ihm klar, daß es jetzt gelte zu siegen, oder zu unterliegen. Er rief nach Bentley — aber der war nicht mehr, er hatte seine wohlverdiente Strafe erhalten.

Unbemerkt hatte sich aber nach der ersten Salve einer aus der Bande um die Fabrik herumgeschlichen, war durch ein Fenster, das er zerschlug, in den Keller- und Kesselraum gestiegen und hatte dort unten im Holz- und Kohlenraum seine Fackel in leicht zündbare Stoffe geworfen. Das war fatal, denn den Verteidigern war dieser Vorgang entgangen. Ihre ganze Aufmerksamkeit war eben den Anstürmenden gewidmet. Als nämlich Buckner Allen mit seinen Leuten von der Westseite zur Nordseite wich, um da den Angriff zu erneuern, war Asa auch schon wieder da, und „Feuer!" hieß es zum

zweitenmal. Leider war nicht so gut gezielt worden. Jetzt gab Buckner Allen Anweisung, das ganze Gebäude zu umzingeln, was Asa indes sofort bemerkte. Darum rief er seinen Leuten zu:

„Rings durch die Fabrik alle drei bis vier Fenster ein Mann!"

Doch es war zu spät. Schon drang der Rauch und Qualm von unten durch den Fußboden, auch züngelten die Flammen schon hie und da empor. Entsetzt schrieen Asas Leute:

„Es brennt, es brennt!" Und draußen wurde diese Thatsache, die dort ebenso schnell wahrgenommen worden, mit dem teuflischen Freudengeheul begrüßt:

„Hurrah, hurrah — es brennt!"

Die Lage für Asa und seine Leute war fürchterlich. Drinnen das Feuer und draußen die Bande, die niemand lebend hätte herausgelassen. Sobald sich einer nur zeigte, krachte auch schon ein Schuß. Doch zum Glück — sie trafen schlecht.

Asa hielt mit seinen Getreuen eine kurze Beratung. Weil sie in den Flammen nicht elendiglich umkommen wollten, beschlossen sie einen Ausfall zu machen, um sich durchzuschlagen.

Asa ließ seine Leute vorangehen; als der letzte sprang auch er aus dem brennenden Gebäude heraus. Im selben Augenblicke hörte er Buckner Allens haßerfüllte Stimme rufen:

„Hierher, Männer!" Es sind nur noch wenige. Ha, und da steht Asa Kahabka!"

Er erhob seine Hand, es krachte und Asa stürzte getroffen zu Boden. Doch sofort raffte sich der Verwundete wieder auf und humpelte im Schatten des Feuer=

scheins seinen Kameraden nach. Er suchte den Abhang zur Linken zu gewinnen, wo der Bach der Fabrik das nötige Wasser lieferte. Asa kollerte den Abhang hinunter, gehen konnte er nicht mehr. Er hörte, wie mit gewaltigem Krach die Fabrik in sich zusammenstürzte. Das Feuer hatte seine Arbeit gethan.

Etliche Männer, mit Buckner Allen an der Spitze, stürmten Asa nach. Dieser war ins Wasser gefallen, das freilich gar nicht tief war, aus dem aber sich zu befreien er außerstande war. Er fühlte sich einer Ohnmacht nahe. Da sah er seinen Erzfeind. Fast hätte er ein jähes Ende vorgezogen; aber der Anblick dieses Menschen hieß ihn seine Schwäche überwinden, er zog den Revolver und zielte. Im selben Augenblick rief der oben auf der Böschung stehende Buckner den Männern zu:

„Hier unten muß er sein, kommt!“

„Wenn er da unten liegt, liegt er gut,“ war die Antwort und die Leute liefen wieder zur Fabrik hin, die sich mehr und mehr in einen Trümmerhaufen verwandelte.

Als Buckner das rief, wollte Asa gerade abdrücken; aber merkwürdig, er konnte es nicht thun. Stella fiel ihm ein, seine Mutter fiel ihm ein, sein ganzes Leben trat blitzartig vor seine Seele. Er ließ seine Hand sinken, die Mordwaffe fiel ins Wasser. Seine Sinne schwanden, er hörte nur noch einen Schuß und das dumpfe Aufschlagen eines Körpers, dann war es ganz finster vor seinen Augen geworden. So lag er nun mit den Füßen und Beinen im Wasser, während sein Oberkörper auf einem großen Steine ruhte.

Wie lange er so gelegen, wußte er nicht. Als er

erwachte, war es immer noch Nacht. Seine Hüfte schmerzte ihn fürchterlich. Es war alles still, der Kampf war längst zu Ende. Vom Feuer der Fabrik sah er nichts mehr — sie war nur noch ein Haufen rauchender Trümmer.

Asa versuchte zu kriechen und brachte es unter den größten Anstrengungen schließlich auch fertig, sich aus dem nassen Bette herauszuwinden. Seine Glieder waren wie erstarrt. Seine Hüfte dagegen brannte; das Blut floß noch immer. Er fühlte aufs neue eine Ohnmacht nahen. Und nun — eine namenlose Bangigkeit überfiel ihn, — würde er wieder erwachen? Er stöhnte und jammerte; er rief um Hilfe, aber es hörte ihn niemand. Seine Stimme wurde immer schwächer; er war am Verbluten. Langsam schwanden seine Sinne — Asa war zum zweitenmal in eine Ohnmacht gefallen.

Achtzehntes Kapitel.

„Der Doktor sagt, er kann nicht wieder besser werden. Er meinte, es wäre so auch wohl am besten, denn Asa Kahabka würde sonst zeitlebens ein Krüppel und vielleicht auch schwachsinnig bleiben."

Diesen Bescheid erhielten zwei vornehme Damen, die sich nach ihm erkundigten, in dem Vorzimmer von Asas Wohnung. Luise Wagner, welche Asa treulich pflegte, wußte nicht, in welcher Beziehung die Damen zu Asa standen, sonst hätte sie den Bericht wohl etwas anders gegeben.

Die Damen waren heute früh — am Morgen nach dem Aufruhr — in Rapp City angekommen. Wir erra-

ten sogleich, wer sie sind, Mrs. Allen und ihre Tochter Stella. Sie hatten natürlich sofort die Schreckenskunde vernommen. Sie suchten selbstverständlich zuerst Buckner, — fanden ihn aber nicht. Dann gingen sie zu Asa und meinten, bei ihm das Nähere erkunden zu können.

Wir wissen bereits, welch bittere Enttäuschung ihrer hier harrte. Doch das war noch nicht alles. Auf den ersten Schlag folgte ein zweiter. Denn kaum hatten sie die entsetzliche Botschaft aus dem Munde von Luise Wagner gehört, als auch schon ein Mann eintrat und berichtete, man habe Buckner als Leiche gefunden, eine Kugel sei ihm durch die Schläfe gedrungen. Es war der Schuß gewesen, den Asa noch gehört hatte, ehe er von der ersten Ohnmacht befallen wurde. Wer ihn abgefeuert, konnte niemand sagen. —

Kein Wunder, die Damen brachen zusammen. Mrs. Allen lag im Lehnstuhl, blaß wie der Tod und ohne eine Thräne vor sich hinstarrend. Stella lag ohnmächtig am Fußboden, und die Wagner machte sich mit ihr zu schaffen. — —

Am nächsten Tage finden wir Stella an Asas Krankenbette. Die Liebe zum Bräutigam hatte bei ihr Wunder gewirkt. Während die Mutter der traurigen Pflicht suchte nachzukommen, den mißratenen Sohn bestatten zu lassen, verrichtete Stella Krankenpflegerdienst, und keine Macht der Erde hätte sie davon abbringen können.

Sie trauerte nicht mehr mit Klagen und Jammern, sie vergoß keine Thräne mehr, sie lebte nur für den Geliebten, jede Faser ihres Lebens war ihm geweiht. Trotzdem sie sah, daß er nicht wieder zum Bewußtsein kam und von Stunde zu Stunde schwächer ward, so wollte sie doch die Hoffnung nicht aufgeben. Es konnte

einem wehe thun und zugleich mit Bewunderung erfüllen, zu sehen, mit welcher Hartnäckigkeit sie daran festhielt: er wird dennoch leben.

Wenn Asa in seinen Phantasien redete, so redete er fast nur von seiner Mutter.

„Mömme," sagte er dann, „du bist gut daran — in der goldnen Stadt."

„Ja, Asa," sagte dann Stella, „die Mutter ist droben bei den Engeln, aber du bist noch bei mir."

O, wie er sie dann so sonderbar ansah, gerade als habe er ihre Stimme erkannt.

„Mömme" — so hatte er seine Mutter als Kind genannt und so nannte er sie jetzt auch — „Mömme, ich komme zu dir in die goldne Stadt."

Dann weinte er wohl bitterlich und sagte:

„Mömme hat doch recht — in der goldnen Stadt nur ist Ruh, hier —" Schon war sein Geist wieder mit etwas anderem beschäftigt und er warf sich unruhig hin und her.

„O," sagte Luise Wagner, „jetzt wird er sehr aufgeregt. Wenn er sich so hin und her wirft, dann redet er ganz wild."

Das Mädchen hatte recht beobachtet.

„Was wollen Sie, Schaaf? Mir noch mehr Gold geben? Gold — Gold — bringt mir Gold her, ich will's in die Höhle werfen, alles zurück in die Höhle! Ich ersticke daran, es ist mir im Munde, im Halse, überall. Nehmt's doch 'raus! Ha, ha, ha! Schaaf hat recht — verfluchtes Gold — alles umsonst!" —

Gräßlich hatte er gelacht. Es schnitt Stella tief ins Herz. Sie redete ihm liebreich zu und es war, als beruhige ihn das. Er hörte auf zu reden und fiel in

einen Schlummer, aus dem er erst nach einer Stunde erwachte. Langsam wandte er das müde Haupt. O wie sah er Stella an? So ganz anders als vorhin. Stella erkannte sofort, daß sein Bewußtsein zurückgekehrt sei. Ein freudiges Gefühl durchzitterte ihren Körper. War das eine Wendung zur Genesung? Oder war es das letzte Aufflackern der Lebensgeister? Da sagte Asa in seiner alten herzlichen Weise:

„Ach, liebe Stella, ich sehe, du bist es. Ich weiß alles. Ich sterbe — recht bald. Keine Thränen, mein Lieb! — Sieh — ich habe das Glück mit Gold erjagen wollen. Das geht nicht. Meine arme Mutter war besser dran, als ich reicher Mann. Sie hat recht — im Traum habe ich sie wieder gesehen. Sie erwartet mich im oberen Jerusalem, der goldnen Stadt.—Ich glaube, daß ich für meine Sünden gebüßt habe, und der treue Gott im Himmel, den ich durch den lieben Dr. Rapp kennen gelernt habe, wird mir gnädig sein und mich aufnehmen in sein Reich. — Es war hier alles umsonst. Und mir ist's, als wäre es nur ein wüster Traum gewesen und als dürfte ich jetzt das sonnige Leben der Kindheit bei meiner Mutter wieder anfangen. — Stella, lebe wohl. Du bist mein. Du warst mir treu bis in den Tod. Ich hoffe dich droben einst wieder zu sehen. Ich — Stella — Mutter —"

Was er noch sagen wollte, blieb ungesagt. Er war vollständig erschöpft, er konnte nicht mehr.

Asa schlummerte wie es schien. Stella kümmerte sich darum nicht, sie küßte ihm Mund, Augen und Stirne einmal übers andre, denn es war ihr nun klar, Asa werde sterben.

Bald fing er wieder an, leise zu phantasieren.

„Ja, Mömme, du hast recht: um Jesu willen, so hat Dr. Rapp auch immer gebetet.“ — —

„Alles umsonst — Gold nichts! Aber Mömme, die goldne Stadt.“

Immer seltner und undeutlicher wurden die Sätze, immer schwächer sein Lispeln.

Wie Verklärung überflog es sein Angesicht. Jetzt noch ein tiefer Atemzug und seine Seele war entflohen.

Die bedauernswerte Stella drückte ihm sanft die Augen zu, nahm seine Hände, legte sie gefaltet über sein im Tode gebrochenes Herz und weinte bitterlich. Sie hatte alles verloren, aber nicht die selige Hoffnung, welche nicht zu Schanden werden läßt und kraft der sie nun mit gen Himmel gewandten Augen leise die Verse betete:

Der Erde enthoben,
Dem Thränenthal,
Gen Himmel dort oben,
Zum Freudensaal;
Von Engeln getragen
Zum Licht empor
Winkt mir so erhaben
Das goldne Thor.

* * *

Valet drum, o Erde,
Dein bin ich nicht,
Der Himmel nun werde
Mein ewig Licht.
Zum himmlischen Frieden
Schwingt sich mein Geist,
Um ewig zu lieben,
Was göttlich heißt! —










LIBRARY OF CONGRESS
00025369762